

Medienpreis Bildungs- journalismus



2019

Die Preisträger



Deutsche Telekom **Stiftung**

Inhalt

03 Vorwort

04 Die Jury

KATEGORIE

TEXT

06 1. Preis: Martin Spiewak

07 2. Preis: Paul Munzinger

08 3. Preis: Tahir Chaudhry

KATEGORIE

AUDIO/VIDEO/MULTIMEDIA

10 1. Preis: Hanna Möllers

11 2. Preis: Armin Himmelrath

12 3. Preis: Ursula Voßhenrich

KATEGORIE

KURZBEITRAG

14 Preisträgerin: Marie-Charlotte Maas

KATEGORIE

NACHWUCHS

16 Preisträgerin: Sabine Fischer

DOKUMENTATION

DIE BEITRÄGE IM ORIGINAL

18 Martin Spiewak: Wer schafft es nach oben?

24 Paul Munzinger: Eine Klasse für sich

30 Tahir Chaudhry: Hauptschüler

40 Marie-Charlotte Maas: Knast-Elite

44 Filme und Hörstücke

46 Der Medienpreis

47 Deutsche Telekom Stiftung/Kontakt

Vorwort



Dr. Thomas de Maizière

Vorsitzender
Deutsche Telekom Stiftung

Gute Journalisten müssen nicht nur hervorragend formulieren können, sie benötigen darüber hinaus auch andere Kompetenzen: Kritisches Denken und Urteilskraft gehören dazu, außerdem Kreativität. Und sicher auch Resilienz, denn Recherchen können mühsam sein, und nicht jede führt am Ende zur Exklusiv-Story, die einen Missstand aufdeckt, oder zur preisgekrönten Reportage.

Als Deutsche Telekom Stiftung sind wir überzeugt davon, dass die genannten überfachlichen Fähigkeiten und Eigenschaften künftig nicht nur für Journalisten, sondern für alle Menschen wichtig sein werden. Um in unserer digitalisierten Welt eine gute Arbeit zu bekommen. Um am gesellschaftlichen Leben teilhaben und es mitgestalten zu können. Deshalb werden wir uns ab sofort noch stärker dafür engagieren, dass schon Kinder und Jugendliche sie erwerben.

Die vier Frauen und vier Männer, die wir in diesem Jahr mit dem Medienpreis Bildungsjournalismus auszeichnen, haben in dieser Hinsicht keinen Nachholbedarf, das ist sicher. Ihre herausragenden Beiträge, mit denen sie sich gegen über 100 andere Bewerber durchgesetzt haben, stellen wir Ihnen in dieser Publikation vor. Allen Preisträgern 2019 gilt mein herzlicher Glückwunsch.

Ihr
Thomas de Maizière

Die Jury



Hans Werner Kilz (Vorsitz)

ehem. Chefredakteur Süddeutsche Zeitung und DER SPIEGEL



© VIET NGUYEN-KIM

Dr. Mai Thi Nguyen-Kim

Chemikerin, Wissenschaftsjournalistin („Quarks“) und YouTuberin (mailLab)



Prof. Dr. Andrea Platte

Technische Hochschule Köln,
Prodekanin der Fakultät für
Angewandte Sozialwissenschaften



Dr. Jan-Martin Wiarda

freier Bildungs- und Wissenschaftsjournalist
(u. a. Tagesspiegel, DIE ZEIT, Süddeutsche Zeitung), Blogger, Autor und Moderator



FOTO: TU DORTMUND

Prof. Dipl.-Chem. Holger Wormer

Technische Universität Dortmund,
Institut für Journalistik

KATEGORIE

TEXT

Preisträger

Martin Spiewak

Paul Munzinger

Tahir Chaudhry



FOTO: ZEIT VERLAG

Die Jury sagt:

Martin Spiewak gelingt es, komplexe Erkenntnisse der Bildungsforschung anschaulich und lesernah aufzubereiten, ohne zu trivialisieren. Dabei verzichtet er bewusst auf den Einsatz von Protagonisten, drückt auch nicht auf die Tränenrüse. Stattdessen setzt er ganz auf seine analytischen Fähigkeiten und auf starke Sprachbilder. Hochrelevant. Brandaktuell. Preiswürdig!

KATEGORIE TEXT | 1. Preis

Martin Spiewak

Wer schafft es nach oben?

Erschienen in DIE ZEIT am 9. Mai 2018

Einerseits gilt die Bundesrepublik als eines der Industrieländer, in denen Kindern aus unteren Schichten der soziale Aufstieg besonders schwerfällt. Andererseits schaffen immer mehr Schüler den Sprung aufs Gymnasium, und die Studierendenquote steigt seit Jahren. Wie ist dieser Widerspruch zu erklären? Haben die verschiedenen Anstrengungen für mehr Bildungsgerechtigkeit vielleicht doch gefruchtet? Und was ist Bildungsgerechtigkeit überhaupt? Diesen Fragen geht der Autor in einem Essay nach. Sein Ausgangspunkt ist der sogenannte „Bildungstrichter“, eine Studie, die regelmäßig die Bildungsbeteiligungsquoten berechnet und mit ihren offenbar eindeutigen Zahlen besonders gut darstellt, wie Erfolgchancen vom Elternhaus abhängen. Der Autor erhält die Möglichkeit, die Rohdaten des neuen Bildungstrichters exklusiv vorab zu sichten, und nutzt die Zeit bis zur Veröffentlichung für umfangreiche Recherchen: Er liest wissenschaftliche Studien, durchforstet Statistiken, spricht mit Bildungsforschern und Soziologen. Dabei ergibt sich ein weitaus facettenreicheres Bild als zunächst angenommen.

Die Jury sagt:

Paul Munzinger beherrscht das journalistische Handwerkszeug aus dem Effeff. Seine Reportage ist stilistisch hochklassig, überzeugend erzählt und zieht den Leser von der ersten Zeile an in ihren Bann. Mit der Wahl seiner Protagonisten beweist der Autor zudem, dass Begabtenförderung ein Thema für alle gesellschaftlichen Schichten ist.“



KATEGORIE TEXT | 2. Preis

7

Paul Munzinger

Eine Klasse für sich

Erschienen in der Süddeutschen Zeitung am 25. Februar 2019

In einer Zeit, da Schulen eigentlich das gemeinsame Lernen aller Kinder anstreben, entscheidet sich ein Gymnasium in Unterhaching bei München für einen anderen Weg. Zum Schuljahresbeginn 2018/2019 führt es eine Hochbegabtenklasse ein. Vier Mädchen und zwölf Jungen erhalten hier ab sofort besondere Förderung. Das Budget ist größer als in den anderen Klassen, die Zahl der Schüler deutlich geringer. Ist das gerecht?, fragt sich der Autor, als er zum ersten Mal von der neuen Klasse hört. Schließlich prägen heute Begriffe wie Chancengleichheit, Inklusion und Integration die bildungspolitische Debatte. Zudem war Begabtenförderung mal ein Wort, das man besser nicht zu laut aussprach in Deutschland. Für seine Geschichte über die 5f des Lise-Meitner-Gymnasiums begleitet Paul Munzinger zwei Schüler und ihre Familien über einen längeren Zeitraum. Mehrmals ist er zu Gast im Unterricht, besucht eine Informationsveranstaltung für interessierte Eltern, spricht mit Experten, Lehrern, der Schulpsychologin. Und nähert sich so dem Thema Bildungsgerechtigkeit vom anderen Ende des Spektrums an. Seine Seite-Drei-Reportage gerät zum Porträt einer ganz besonderen Klasse, erzählt am Beispiel zweier Kinder.



FOTO: HANNA LENZ

Die Jury sagt:

Tahir Chaudhry wählt für seinen Hauptschul-Abgesang den anschaulichen Zugang über Porträts. Dabei kommt er seinen Protagonisten sehr nah, beschönigt nichts, führt aber auch niemanden vor. Gleichzeitig gelingt es ihm, seine eigene Geschichte unspektakulär und ohne Betroffenheit einzuwoben. Ein starker Text, der durchgängig mit offenen Karten spielt.

KATEGORIE TEXT | 3. Preis

Tahir Chaudhry

Hauptschüler

Erschienen in der Süddeutschen Zeitung am 27./28. Oktober 2018

Es wird viel berichtet über die Mängel unseres Bildungssystems, über Bildungsverlierer und über Schulformen, die soziale Ungleichheit verstärken. Doch die wenigsten, die sich journalistisch damit befassen, haben es am eigenen Leib erfahren. Tahir Chaudhry, freier Reporter bei der Süddeutschen Zeitung und ehemaliger Hauptschüler, weiß, worüber er schreibt. Für die Wochenendausgabe der SZ reist er in seine Vergangenheit und besucht seine alte Schule in Schleswig-Holstein. Er berichtet über eigene Erfahrungen, und er macht sich 13 Jahre nach dem Abschluss auf die Suche nach seinen damaligen Mitschülern. Über Facebook spürt er sie auf. Fünf sind bereit, ihre Geschichten mit ihm zu teilen, Maximilian und Christoph, Sandra, Julian und Roberto. Es sind Geschichten von Glück und Unglück, von Karrieren und Sackgassen, vom Überleben und auch vom Sterben. Was sie alle miteinander gemein haben? Sie erzählen die Geschichte vom Scheitern der Schulform Hauptschule. Sinnbildlich dafür steht die Überschrift auf der Titelseite des Abschlussheftes von damals. Über dem Gruppenfoto der Schüler prangt in großen Lettern: „Arbeitsamt wir kommen!!!“

KATEGORIE

AUDIO/VIDEO/ MULTIMEDIA

Preisträger

Hanna Möllers
Armin Himmelrath
Ursula Voßhenrich



FOTO: RADIO BREMEN

Die Jury sagt:

Hanna Möllers' packend erzählter und wunderschön fotografiertes Film beleuchtet das Thema Inklusion außergewöhnlich vorurteilsfrei und realistisch. Dabei hält die Autorin der Gesellschaft ein ums andere Mal den Spiegel vor. Berührend, auf welcher einfühlsamen Weise sie sich ihren Protagonisten nähert. In jeder Hinsicht sehenswert!

KATEGORIE AUDIO/VIDEO/MULTIMEDIA | 1. Preis

Hanna Möllers

Das Märchen von der Inklusion – eine Bilanz nach 10 Jahren

Produziert von Radio Bremen, gesendet in Das Erste am 21. Januar 2019

Auf dem Weg zum Einkaufen trifft die Autorin die Mutter von Nike, einem Mädchen mit Down-Syndrom, das bis vor kurzem dieselbe Grundschulklasse besuchte wie ihr Sohn. Die Mutter erzählt ihr, dass Nike einsam gewesen und deshalb an eine private Förderschule gewechselt sei. Wenn das gemeinsame Lernen von behinderten und nichtbehinderten Kindern schon in einer kleinen, kuscheligen Grundschule schiefläuft, fragt sich die Autorin, wie verhält es sich dann erst im Großen? Sie beginnt für einen Film zu recherchieren und lernt Amelie kennen. Die 14-Jährige geht trotz ihres Down-Syndroms auf eine Gesamtschule und fühlt sich dort sehr wohl. Es kann also gelingen. Aber unter welchen Bedingungen? Und was passiert mit den Inklusionskindern, wenn sie die Schule verlassen? Ihr zweiter Protagonist, der geistig behinderte Lukas (18), träumt davon, als Lokführer bei der Bahn zu arbeiten. Doch seine Chancen, den Traum zu realisieren, sind gering. Hanna Möllers' Film zeigt anschaulich, dass Inklusion ein langer Prozess ist, der zehn Jahre nach Deutschlands Ratifikation der UN-Behindertenrechtskonvention scheinbar gerade erst begonnen hat.

Die Jury sagt:

Armin Himmelraths kurzweiliges Stück zeigt eindringlich den Irrsinn eines Systems, in dem Eltern sogar bereit sind, sich strafbar zu machen, damit ihr Kind die vermeintlich beste Bildung erhält. Der Autor führt den Hörer gekonnt durch seine Story und wählt genau die richtigen O-Töne aus. So geht Radio!



FOTO: JESSICA MEYER

KATEGORIE AUDIO/VIDEO/MULTIMEDIA | 2. Preis

11

Armin Himmelrath

Schulwechsel, Elternpanik, Kinderfrust: Von der Suche nach der perfekten Schule

Gesendet im Deutschlandfunk am 4. Februar 2019

Als Armin Himmelrath den Auftrag für eine Sendung zum Thema Schulwechsel erhält, erinnert er sich an ein Buch des Soziologen Heinz Bude. Darin beschreibt dieser eindrücklich, wie die Vision, ja, Besessenheit von der besten Bildung für ihre Kinder viele Eltern antreibt. Himmelrath will das Phänomen, das Bude mit dem Begriff „Bildungspanik“ umschreibt, besser verstehen. Er stürzt sich in die Recherche und spricht mit Menschen, die aus ganz unterschiedlichen Perspektiven auf das Thema blicken: Da ist die Mutter, die sich nicht damit abfinden will, dass ihr Sohn eine Absage von seinem Wunsch-Gymnasium erhalten hat; die Leiterin einer Vorzeigeschule, die ratlos ist, wie man das Verfahren fairer gestalten könnte; die Anwältin, die alle Tricks kennt, mit denen Eltern den ersehnten Platz für ihr Kind erzwingen wollen – bis hin zur Anmeldung von Scheinwohnsitzen; und der Bildungsforscher, der wissenschaftlich untersucht, warum sich Eltern überhaupt für diese und gegen jene Schule entscheiden. Aus all diesen Stimmen komponiert der Autor einen Hörfunkbeitrag, dem es am Ende sogar gelingt, so etwas wie Hoffnung zu vermitteln und die von Bildungspanik gestressten Eltern zu entlasten.



FOTO: GREGOR BARON

Die Jury sagt:

Ursula Voßhenrich entwirft mit viel Liebe zum Detail ein positives Bild von der Grundschule als erstem Bildungsort, der so viel mehr leistet, als bloß Bildung zu vermitteln. Während im Land die Intoleranz zunimmt, zeigt ihr Stück, wie und wo man ansetzen muss, um ein friedliches Zusammenleben von Nationalitäten, Kulturen und Religionen zu erreichen.

KATEGORIE AUDIO/VIDEO/MULTIMEDIA | 3. Preis

Ursula Voßhenrich

Dritte Stunde Toleranz. Wertevermittlung in der Grundschule

Gesendet im rbb Kulturradio am 1. Juli 2018

Im Frühjahr 2018 werden mehrere Fälle von antisemitischem Mobbing an Berliner Schulen bekannt. Die Schulen reagieren teils hilflos darauf. In der Redaktion stellt sich Ursula Voßhenrich die Frage, welche Möglichkeiten Lehrkräfte haben, auf solche Vorfälle zu reagieren, präventiv zu arbeiten und mit den Kindern Toleranz zu üben. Welches Fach ist der richtige Platz dafür? Was tun, wenn die große Politik – etwa die Flüchtlingskrise oder der Nahostkonflikt – plötzlich auf dem kleinen Schulhof landet? Mit diesen Fragen im Gepäck besucht die Autorin drei Grundschulen in Berliner „Problemvierteln“, nimmt am Religions- und Lebenskundeunterricht teil, erfährt aber, dass Toleranz durchaus auch in Mathematik ein Thema sein kann. Sie lernt Konfliktlotsen-Programme und Harmonie-Inseln kennen und begleitet die Schüler auf eine Exkursion ins Jüdische Museum. Ihr Fazit: Um ein gutes schulisches Umfeld für die Kinder zu schaffen, braucht es das Engagement aller Beteiligten – von Pädagogen, Sekretärinnen und Hausmeistern, Erziehern und Eltern. Doch angesichts eines Lehrkräftemangels, der nicht einmal mehr mit Quereinsteigern auszugleichen ist, fehlt es dafür häufig schlicht an Personal und Zeit.

KATEGORIE

KURZBEITRAG

Preisträgerin

Marie-Charlotte Maas



FOTO: PRIVAT

Die Jury sagt:

Marie-Charlotte Maas' wirkungsvolles Feature ist ein Paradebeispiel dafür, dass man auch in der Bildung originelle und spannende Themen entdecken kann. „Knast-Elite“ nimmt den Leser mit in eine Welt, über die man jenseits von Filmklischees kaum etwas weiß, und sorgt dabei für mehr als nur einen Aha-Effekt.

KATEGORIE KURZBEITRAG | Preisträgerin

Marie-Charlotte Maas

Knast-Elite

Erschienen im UNI SPIEGEL am 14. April 2018

Die Idee zu ihrer Geschichte kommt der Autorin beim Anschauen einer Fernsehserie über Häftlinge in einem US-amerikanischen Gefängnis, die hinter Gittern als Hausmeisterkolonne einfache Putz- und Reparaturarbeiten übernehmen. Kann man die Zeit im Gefängnis eigentlich auch sinnvoll nutzen, fragt sie sich, etwa zum Studieren? Ihre Anfangsrecherche ergibt: Ja, allerdings nur an wenigen Orten in Deutschland. Sie nimmt Kontakt zur JVA Würzburg auf, einer Vorzeige-Einrichtung – und wird direkt eingeladen. Vor Ort müssen Handy, Handtasche und Mantel draußen bleiben, mitnehmen darf sie nur Block und Stift. Auf dem Weg zum „Studierenden-Trakt“ durchläuft sie endlose Gänge, jede Tür wird einzeln auf- und hinter ihr wieder zugeschlossen. Aber das mulmige Gefühl, das sie zunächst nicht unterdrücken kann, verfliegt schnell. Die Insassen sind aufgeschlossen und freundlich, bieten ihr gleich Kaffee an und sind bereit, ihre Geschichten zu erzählen. Nach ein paar Minuten hat die Autorin fast vergessen, wo sie ist. Doch die zentralen Fragen stehen weiterhin im Raum: Wer hat in Deutschland ein Recht auf Bildung? Und kann man seinen Anspruch darauf verwirken?

KATEGORIE

NACHWUCHS

Preisträgerin

Sabine Fischer



FOTO: MAX KOVALENKO

Die Jury sagt:

Mit dem Brexit entscheidet sich Sabine Fischer für ein brandaktuelles Thema, will dieses jedoch aus einer ganz anderen Perspektive erzählen, als es bislang in deutschen Medien erzählt wird. Ihr Recherchekonzept ist gut durchdacht, die Wahl ihrer Protagonisten stimmig. Auf das Ergebnis ihrer Arbeit darf man gespannt sein.

KATEGORIE NACHWUCHS | Preisträgerin

Sabine Fischer

Bildung zwischen gestern und morgen

Konzept für eine Multimedia-Reportage

Ein kaltgestelltes Krisengebiet, ein vererbtes Trauma und eine Atmosphäre der Aussichtslosigkeit: Wer im nordirischen Belfast aufwächst, kennt stellenweise nichts als Stacheldraht und Misstrauen. Und weil die Eltern in den konfessionell geprägten Gebieten auch Jahre nach dem Karfreitagsabkommen ihren Hass auf die jeweils andere Community nicht überwunden haben, sterben ihre Kinder den Bildungstod. Im protestantischen Arbeiterstadtteil Shankill, wo Bildung ohnehin nie ein hohes Gut war, ist die Chancenlosigkeit der Heranwachsenden heute besonders offensichtlich: Die Suizidraten sind hoch, die Schulabbrecherzahlen enorm, es gibt Probleme mit Drogen und Gewalt. Sabine Fischer, Volontärin der Stuttgarter Zeitung/Stuttgarter Nachrichten, will die prekäre Bildungssituation junger Nordiren mitten im reichen Westeuropa in Form einer Multimedia-Reportage darstellen. Und dabei auch die Folgen des Brexit beleuchten. Denn mit dem Austritt Großbritanniens aus der Europäischen Union droht nicht zuletzt vielen EU-finanzierten Bildungsprojekten in Nordirland das Aus.

DOKUMENTATION

DIE BEITRÄGE IM ORIGINAL

Martin Spiewak

Wer schafft es nach oben?

Seite **18**

Paul Munzinger

Eine Klasse für sich

Seite **24**

Tahir Chaudhry

Hauptschüler

Seite **30**

Marie-Charlotte Maas

Knast-Elite

Seite **40**

Filme und Hörstücke

Seite **44**

Wer schafft es nach oben?

Sozialer Aufstieg sei in Deutschland kaum möglich, heißt es. Dennoch wächst die Zahl der Studenten von Jahr zu Jahr. Wie geht das zusammen? Erkundungen im Dschungel der Bildungssoziologie

Das Leben hält viele Ungerechtigkeiten parat, die größte gleich zu Beginn. Ob man in eine reiche oder arme Familie hineingeboren wird, gebildete oder ungebildete Eltern hat, beeinflusst so gut wie alles: was man lernt, wie man arbeitet und lebt, wann man stirbt. Anders ausgedrückt: Das größte Lebensrisiko sind die eigenen Eltern.

In Deutschland schlägt die Herkunft besonders stark auf die persönliche Zukunft durch. Den Hauptschuldigen kennen wir spätestens seit der ersten Pisa-Studie aus dem Jahr 2000: unsere Schulen und Universitäten. Wie gut jemand dort durchkommt, hing hierzulande stärker vom Elternhaus ab als in jedem anderen Industrieland. Dabei verbinden die Bundesbürger nichts anderes so sehr mit Gerechtigkeit wie Bildung. 90 Prozent von ihnen wollen laut dem Allensbacher Institut in einem Land leben, in dem Kinder die gleichen Chancen haben, unabhängig vom Elternhaus, von der Kita bis zur Uni. Die neue Bundesregierung kennt diese Sehnsucht. Im Koalitionsvertrag verspricht sie

ein „Chancenland Deutschland“. Sind wir diesem Wunschland in den vergangenen Jahren irgendwie näher gekommen? Kann es dies überhaupt geben?

WENN BILDUNGSCHANCEN VON EINER ZUR NÄCHSTEN GENERATION VERERBT WERDEN

Es gibt ein häufig benutztes Symbol für die ungerechte Verteilung von Startchancen in Deutschland: den sogenannten Bildungstrichter. Das Schaubild stellt die ungleichen Aussichten, es erst aufs Gymnasium und später auf die Hochschule zu schaffen, für zwei Gruppen gegenüber: für Kinder aus Akademikerfamilien und für solche, deren Eltern nicht studiert haben. Immer wenn eine Politikerin, ein Journalist oder Wissenschaftler darlegen möchte, wie Bildungschancen hierzulande von einer zur nächsten Generation vererbt werden, kommt der Bildungstrichter ins Spiel. Erstellt vom Deutschen Zentrum für Hochschul- und

Wissenschaftsforschung (DZHW), werden der Trichter und seine Botschaft in unzähligen Büchern und Broschüren übernommen und nachgedruckt.

Nun stammen die letzten Daten schon von 2009. Deshalb haben die Forscher des DZHW neue Daten erhoben. Die ZEIT konnte sie vorab ansehen.

Im Gefolge der Pisa-Ernüchterung ist viel passiert: Die Zahl der Schüler auf dem Gymnasium wächst von Jahr zu Jahr; Ganztagschulen sorgen für mehr Lernangebote; unzählige Initiativen – Stipendien, Mentorenprogramme, Talentscouts – versuchen mehr Arbeiter- und Migrantenkindern eine höhere Bildung zu ermöglichen. Sind diese Maßnahmen erfolgreich gewesen? Kann man ihren Effekt heute messen?

Der erste Blick auf den neuen Trichter ist brutal ernüchternd: Es hat sich offenbar fast gar nichts getan! Während der Akademikernachwuchs durch eine breite Öffnung von der Schule in die Hochschule quasi durchrutscht, bleibt die Mehrheit der Nichtakademikerkinder irgendwo stecken. Die Studienanfänger mit einem akademischen Familienhintergrund sind an den Hochschulen sogar in der Mehrheit. Muss da die Rede vom Chancenland nicht realitätsfern erscheinen, ja zynisch?

Wer Antworten auf diese Frage sucht, muss sich mit Bildungssoziologie und Entscheidungspsychologie befassen. Und er muss sich in die Tiefen der Statistik begeben, wo so viele moderne Missverständnisse und Manipulationen ihre Wurzel haben. Genau das tun die Forscher des DZHW. Denn so simpel der Trichter aussieht, so kompliziert ist er

zu erstellen. Datensätze (Bevölkerungsstatistik, Mikrozensus, Studienbefragungen ...) aus zwei Jahrzehnten müssen miteinander verrechnet werden.

Dabei verdeutlichen die Fakten ein enormes Gefälle. Die magische Relation lautet 79 zu 27. Das heißt, während von 100 Kindern mit Akademikereltern sage und schreibe 79 sich einen Platz an der Hochschule sichern, gelingt unter Nichtakademikerkindern der Aufstieg gerade einmal 27 von 100. Richter und Ärztinnen, Lehrerinnen und Journalisten bringen fast dreimal häufiger ihr Kind auf die Uni als Verkäuferinnen, Malermeister und Bürokaufleute. „Auch der neue Bildungstrichter offenbart eine große soziale Selektivität beim Hochschulzugang“, sagt DZHW-Forscherin Nancy Kracke. Von Bildungsgerechtigkeit keine Spur.

ALLE FAHREN IM FAHRSTUHL NACH OBEN – DIE VON WEITER UNTEN KOMMEN ETWAS SCHNELLER HOCH

2,85 Millionen Studenten sind heute an deutschen Universitäten und Fachhochschulen eingeschrieben, so viele wie niemals zuvor. Im Jahr 2000 haben 29 Prozent eines Jahrgangs zu studieren angefangen, heute sind es 43 Prozent. Nur in den siebziger Jahren gab es eine ähnliche Bildungsexpansion. Kritiker sprechen schon von einem Akademikerwahn. Wie passt das zusammen mit der Tatsache, dass der Eintritt zur Uni weiterhin so exklusiv ist? Nancy Kracke spricht vom „Fahrstuhleffekt“. Akademiker- und Nichtakademikerfamilien sitzen danach in unterschiedlichen Aufzügen. Da beide nach oben fahren, bleibt ein Abstand gewahrt.

Wer genauer hinschaut, bemerkt jedoch etwas Interessantes. Die Aufzüge in den Hörsaal bewegen sich mit unterschiedlicher Geschwindigkeit, der von weiter unten fährt etwas schneller. Statt 27 wie heute schafften es beim letzten Bildungstrichter 23 der Nichtakademikerkinder an die Uni, bei dem davor nur 19. Die Wegmarken bei den Gleichaltrigen mit studierten Eltern lauteten 79, 77, 71. Die Bildungslücke wird also kleiner – wenn auch nur im Schnecken-tempo.

Fest steht in jedem Fall: Es geht nach oben, es gibt eine soziale Mobilität. Diese gute Nachricht wird bei all den berechtigten Klagen über die Bildungsbenachteiligung oft unterschlagen. Schulen wie Hochschulen in Deutschland befördern den Bildungsaufstieg, und zwar für ziemlich viele junge Leute. Auch das zeigen die neuen Trichterzahlen des DZHW. Zwar schaffen es weiterhin nur 27 von 100 Nichtakademikerkindern auf eine Universität oder Fachhochschule. Ihr Anteil an der Gesamtzahl der Studierenden ist aber weit größer, nämlich 47 Prozent.

Für knapp jeden zweiten Uni-Anfänger beglaubigt der Immatrikulationsbescheid also einen Statussprung. Mehr als hunderttausend Neustudenten jedes Jahr sind sogar ganz klassische Bildungsaufsteiger. Sie stammen aus einer Familie, in der Vater oder Mutter höchstens die Realschule besucht haben. Elitäre Clubs? „Das sind die Hochschulen schon seit Anfang der siebziger Jahre nicht mehr“, sagt Karl Ulrich Mayer, langjähriger Direktor am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung.

Auch das viel beschworene Schwinden der Mittelschicht hält Mayer, den das Thema soziale Ungleichheit sein ganzes Forscherleben lang beschäftigte, für ein Märchen. Er kann das mit vielen Zahlenreihen

belegen. Nicht nur das Bildungsniveau steigt von einer Kohorte zur nächsten, sondern auch die Zahl qualifizierter Berufe. Und ein Gegen-trend ist nicht absehbar. Die Akademikerquote geht weiter nach oben, gerade unter denjenigen, die in Nichtakademikerhaushalten aufwuchsen. Im Pisa-Jahr 2000 lag sie bei 18,6 Prozent, heute bei knapp 27,9 Prozent.

Diese soziale Aufwärtsmobilität führt zu einem paradoxen Effekt: Gerade weil es in jedem Jahrgang etwas mehr Akademiker in der Bevölkerung gibt, wächst anteilig auch die Zahl der Akademikerkinder an den Hochschulen. Ein Motor dafür ist, was Soziologen „Streben nach Status-erhalt“ nennen. „Ein beträchtlicher Teil der heutigen Studienanfänger sind ja Kinder von Eltern, die selbst schon von der Bildungsexpansion profitiert haben“, sagt der Soziologe Karl Ulrich Mayer. Gleichzeitig gibt es immer weniger Arbeiter, wodurch der Anteil der Arbeiterkinder an den Unis sinkt. Zugespitzt könnte man sagen: Die Hochschulen werden aufgrund ihrer Offenheit exklusiver.

Mit einem Gedankenspiel lässt sich das Paradox auf die Spitze treiben. Man stelle sich vor: Irgendwann haben 99 von 100 Deutschen studiert, und alle bringen ihr Kind wieder auf die Uni, die Kinder der letzten Nichtakademiker dagegen scheitern regelmäßig. Das wäre die maximale Ungerechtigkeit, aber ein minimales Problem.

„WELTMEISTER DER UNGERECHTIGKEIT“ – DAS WAR EINMAL

Von diesem Szenario sind wir weit entfernt. Eine Überakademisierung mag man in Ländern wie Kanada oder Korea diagnostizieren, wo die Studierendenquoten bei 70 oder 80 Prozent liegen. Hierzulande gibt es durchaus noch viel Luft zum Aufstieg nach oben, zumindest für die von unten.

Auf dem Weg dorthin gilt es jedoch, viele Hürden zu überwinden: die Schwelle zum Gymnasium, jene zur Oberstufe und zum Abitur und dann den Übergang auf die Hochschule. Und über jede einzelne Hürde – das hat die Bildungsforschung vielfach gezeigt – stolpern Kinder aus weniger gebildeten Familien häufiger. Man spricht deshalb von einer „akkumulierten Ungleichheit“.

Wobei die selektivste Schwelle gleich die erste ist. Der Bildungsforscher Martin Neugebauer von der FU Berlin hat das einmal anhand einer Kohorte aus Arbeiterhaushalten nachgezeichnet. „Am Ende der Grundschule“, sagt Neugebauer, „gehen die meisten Kinder verloren.“ Weil sie geringere Leistungen erbringen. Weil sie keine Eltern haben, die sie fördern. Weil ihnen Lehrer wenig zutrauen. Dass diese Selektion in Deutschland so früh ansetzt – nämlich in den meisten Bundesländern nach der vierten Klasse –, wirkt sich besonders nachhaltig aus. „Je früher man differenziert, desto unklarer sind die Prognosen“, sagt Neugebauer. Wer früh aussortiert, kann eben leicht danebenliegen. Außerdem gilt: je jünger ein Kind, desto größer der Einfluss der Eltern auf die Entscheidung. Sind diese höher gebildet, drängen sie eher darauf, dass ihr Kind aufs Gymnasium geschickt wird.

Schaut man sich an, wer heute ein Gymnasium besucht, zeigen sich dennoch beträchtliche Fortschritte. So erhöhte sich zwischen 2000 und 2015 die Gymnasialquote bei Sprösslingen aus der Oberschicht von 52 auf 55 Prozent, aus Facharbeiterfamilien von 16 Prozent auf 24 Prozent und bei Jugendlichen aus Haushalten ungelerner Arbeiter von 11 auf 20 Prozent. Auch hier sieht man: Bei aller weiterhin bestehenden Ungleichheit stammen die Hauptgewinner der neueren Bildungsexpansion aus der Unter- und Mittelschicht.

Pisa bestätigt den Trend. Dass Deutschland heute deutlich besser dasteht als beim ersten Test, ist in erster Linie den Schülern aus weniger privilegierten (Migranten-)Familien zu verdanken; sie haben aufgeholt. Die Leistungsunterschiede nach sozialer Herkunft sind damit in Deutschland immer noch etwas höher als im OECD-Durchschnitt. „Weltmeister der Bildungsungleichheit“, wie vor 15 Jahren, ist Deutschland jedoch nicht mehr. Man sollte diese Verbesserungen anerkennen, sonst entmutigt man jene Erzieher, Lehrerinnen und Politiker, die sie ermöglichen haben.

DIE EINEN HABEN ANGST VOR DEM RISIKO, DIE ANDEREN VOR DEM ABSTIEG

Die Zensuren im Abitur zeigen in Deutschland heute kaum noch soziale Schieflagen: Der Sohn eines Professors schafft in Deutschland in der Regel kein besseres Abi als der Sohn eines Bauarbeiters. Dennoch sind die Aussichten zu studieren für die beiden höchst ungleich. Von den Akademikerkindern wechselt die überwiegende Mehrheit auf die

Hochschule, von den Nichtakademikerkindern nicht einmal die Hälfte. Stattdessen wählen sie lieber eine Ausbildung.

Das muss per se keine falsche Entscheidung sein. Ein studierter Sozialarbeiter verdient nicht unbedingt mehr als ein Malermeister, ein Studium adelt niemanden zum besseren Menschen. Das kombinierte Lernen in Berufsschule und Betrieb gehört zur größten Stärke des deutschen Bildungssystems. Nur sollte sich niemand familiär bedingt in eine bestimmte Richtung – Ausbildung oder Studium – drängen lassen; zumindest nicht bei ähnlicher intellektueller Ausstattung.

Warum passiert das dennoch? „Das liegt am unterschiedlichen Sicherheitsdenken“, erklärt Bildungsforscher Neugebauer. Nichtakademikerkinder setzen die Risiken, die ein Studium birgt, besonders hoch an. Sie fremdeln mit dem unbekanntem Terrain, scheuen die vielen Semester ohne Verdienst und Aussicht auf einen konkreten Job. Zudem stehen ihnen von zu Hause nur wenige Ressourcen zur Verfügung, auf die sie sich bei Problemen verlassen können. Ganz anders dagegen die Einstellung der Akademikerkinder. Sie lautet: Es wird schon irgendwie klappen – und wenn doch etwas schiefgeht, dann stehen Papa und Mama mit ihrem Geld und ihren Erfahrungen bereit.

Bewusst laufen solche Bildungsentscheidungen nur selten ab, deshalb lassen sie sich auch nur bedingt beeinflussen. So lässt sich die Studierquote von Arbeiterkindern durch gezielte Information über Stipendien und Bafög sowie die besseren Verdienstaussichten von Akademikern erhöhen. Die Angst der Unterprivilegierten vor dem Risiko bleibt jedoch machtvoll.

Das Gleiche gilt für die treibende Kraft der Bessergestellten: die Angst vor dem sozialen Abstieg. Sie sorgt dafür, dass es deren Kinder so gut wie immer nach oben schaffen. So entscheiden sich 40 Prozent der Akademikerkinder nach einer dualen Ausbildung doch noch für ein Studium, unter den Sprösslingen von Nichtakademikern sind es nur 10 Prozent.

Das Beispiel zeigt: Die soziale Herkunft lässt sich nicht neutralisieren, ganz egal, wie die Umwege, Anschlüsse und Aufstiege bis zum Abitur auch aussehen. Und gleichgültig, welche Hebel und Stützen die Bildungspolitik einsetzt, um den Schwachen unter die Arme zu greifen – die Starken bedienen sich der Fördermöglichkeiten mit der größten Selbstverständlichkeit ebenso.

DIE BILDUNGSGERECHTIGKEIT AN DER UNI BEGINNT SCHON VOR DEM KINDERGARTEN

Ob Krippen, Kitas oder Ganztagschulen: Immer sind Kinder aus Familien mit hohem Sozialstatus überrepräsentiert. Dasselbe gilt für die Option, sich nach der Realschule über ein Berufsgymnasium das Abitur zu sichern. Hier nutzen wieder nicht unbedingt die besten Schüler diese zweite Chance, sondern vor allem jene „aus gutem Hause“. Selbst in den Gesamtschulen landen Akademikerkinder eher in den anspruchsvolleren Kursen, auch wenn ihre Leistungen es nicht immer rechtfertigen. Es ist wie beim Hase-und-Igel-Spiel, die Kinder der Bessergestellten sind immer schon da.

Es existiert also sehr wohl eine Aufstiegsmeritokratie in Deutschland, aber so gut wie keine Abstiegsmeritokratie. Überdurchschnittliche

Intelligenz und großer Fleiß helfen beim Bildungsaufstieg, doch notwendig sind sie nicht unbedingt – wenn man die richtigen Eltern hat. Man kann diese Ungerechtigkeit als Skandal brandmarken oder als normales Merkmal jeder Gesellschaft betrachten. Einen Bildungstrichter findet man nämlich in jedem Land der Welt. Auch die beschriebenen sozialen Mechanismen – Einfluss des Elternhauses, Streben nach Stuserhalt, Risikoaversion – wirken universell. „Es gelingt nur einigen Ländern überdurchschnittlich gut, die Herkunftsunterschiede auszugleichen“, sagt Karl Ulrich Mayer. Kanada und die Niederlande gehören zum Beispiel dazu sowie die meisten skandinavischen Länder.

Die Bundesrepublik ist trotz vieler Fortschritte nicht dabei. Damit der deutsche Trichter breiter wird, lässt sich an jedem Hindernis noch viel tun. Vor einer Illusion sei jedoch gewarnt: Aus dem Trichter wird niemals ein Rohr. Bildungsungleichheit wird es immer geben, so wie Menschen immer ärmer und reicher sein werden. Als Schicksalskorrekturanstalten sind Kitas, Schulen und Universitäten nur bedingt tauglich. Dafür ist der Einfluss der Eltern einfach zu mächtig.

Damit ist nicht die genetische Mitgift gemeint, auch wenn kein Zweifel daran besteht, dass Intelligenz auch genetische Ursachen hat und damit ebenso der Zusammenhang zwischen Bildungserfolg und Schichtzugehörigkeit. Genauso wichtig ist der kulturelle und soziale Grundstock, den die Eltern ihrem Kind mitgeben und damit Lernfreude und Denkvermögen mehr prägen, als es je ein Lehrer oder eine Lehrerin vermag.

Wie Eltern mit ihren Kindern tausend- und abertausendfach Gesten, Blicke und Berührungen austauschen, ob sie mit ihnen singen, spielen

und lesen, ob sie die Freizeit vor dem Fernseher oder im Museum verbringen – all das wirkt sich massiv auf deren spätere Lebenschancen aus. Forscher der Universität Bamberg haben herausgefunden, dass bereits Dreijährige sich stark voneinander unterscheiden. Jungen und Mädchen aus bessergestellten Familien kennen weit mehr Wörter als ihre Alterskameraden aus einfachen Verhältnissen. Sie verstehen komplexere Satzgefüge und haben ein ausgeprägteres Verständnis von Größen und Formen.

Arbeiterkinder seien doch nicht weniger intelligent als solche aus Akademikerfamilien, heißt es oft plakativ. Die Aussage ist politisch gut gemeint, aber insofern leider falsch. Was die geistige Entwicklung angeht, laufen die einen den anderen bereits am ersten Schultag oft weit hinterher, im Extremfall beträgt die Lücke zwei Lernjahre.

Die Weichen, die darüber entscheiden, wer einmal studiert und wer nicht, werden also weder nach dem Abitur gestellt noch im Gymnasium oder in der Grundschule, sondern viel früher. Genau auf diese Zeit vor der Schule müsste sich alle Förderung konzentrieren – bevor jeder Bildungstrichter seine Wirkung entfaltet.

Eine Klasse für sich

Gleiche Chancen für alle – das ist das oberste Gebot für Schulen. Darf man da besonders Begabte besonders fördern? Ein Zwischenzeugnis

„Ich bin doof“: Stefanie Frisch hat den Zettel mit Tesafilm an die Lehne eines Stuhls geklebt, ganz vorne, wo alle ihn sehen können. Irgendjemand, sagt sie, habe Lutz den Zettel auf den Rücken geklebt. Ein Tuscheln geht durchs Klassenzimmer. Die Jungen haben sich locker auf die Bänke verteilt. Edriss sitzt am Fenster, etwas abseits, und streicht sich die Locken aus dem Gesicht, wie so oft. Die vier Mädchen haben sich in eine Reihe gequetscht, obwohl es eigentlich genug Platz gäbe: in der Mitte Elina, mit Perlenohrringen und Pferdeschwanz, den Blick nach vorne gerichtet. Zu Frau Frisch. Die tippt auf den Zettel. Wer das war, wolle sie wissen. Zum Glück habe sie den Verdächtigen die Stifte abnehmen können. Sie legt acht verschiedene Modelle auf den Tisch. Und jetzt?

Fingerabdrücke, schlägt ein Junge vor. DNA-Spuren, sagt ein Mädchen. Haben wir nicht, ruft wieder ein Junge, und Fingerabdrücke kann man vergessen, Frau Frisch hat die Stifte auch angefasst. Ein strahrender Blick. Stimmt, sagt Frau Frisch, aber sie habe eine Idee. „Nicht

verraten!“, zischt sie den Jungen an, der sich vor ihr windet, weil seine Meldung ignoriert wird. „Wir gehen ins Labor“, sagt sie, Stifte analysieren, immer zwei zusammen. „Auf mich fällt auch ein Verdacht“, sagt ein Schüler im Gehen, „ich habe denselben Stift.“ Unmöglich, ruft sein Vordermann. „Wenn überhaupt, dann hast du den gleichen.“

Dass es keinen Lutz an der Schule gibt? Dass die Handschrift auf dem Zettel Frau Frisch gehört? Wissen die Kinder natürlich. Sie sind ja nicht doof.

Die Schüler der 5f des Lise-Meitner-Gymnasiums in Unterhaching bei München sind sogar besonders schlau. Elina und Edriss, beide zehn Jahre alt, und die anderen Kinder haben einen Test durchlaufen, und das Ergebnis lautete: hochbegabt. Stefanie Frisch, 32, ist Lehrerin für Natur und Technik und die Klassenleiterin. Die erste an der Schule. Denn eine Begabtenklasse gab es hier noch nie.

Begabtenförderung, das war mal ein Wort, das man besser nicht zu laut aussprach in Deutschland. Es roch nach Elitenerhaltung, nach

Kaderschmiede für die Leistungsgesellschaft. In den Achtzigern begann das Bild sich zu wandeln, heute fördern alle Bundesländer Begabte. Individuell, in Internaten, in speziellen Klassen. Bayern richtete vor zwanzig Jahren die erste Begabtenklasse in einem Münchner Gymnasium ein, Unterhaching ist jetzt das neunte. Der Bedarf sei hoch.

MIT DREI BRACHTE SICH DAS MÄDCHEN DAS LESEN BEI, MIT DREI BEGANN FÜR SIE ABER AUCH DIE LANGEWEILE

Begabtenförderung, sagen ihre Befürworter, sei zutiefst demokratisch. Es gehe darum, Kinder zu finden, die nicht wegen ihrer Herkunft herausstechen, sondern wegen ihrer Anlagen. Diese Anlagen müssten gefördert werden, um sich zu entfalten. Deshalb ist erlaubt, was in der Schule heute eigentlich zu vermeiden ist: Es wird separiert. Die Begabten bleiben unter sich. Und lernen unter Bedingungen, die man allen Schülern wünschen würde: Die 5f des Lise-Meitner-Gymnasiums hat nur 16 Schüler, dafür mehr Geld und mehr Aufmerksamkeit. Ist das gerecht? Und es gibt noch etwas anderes, über das zu reden ist: Warum sind in der 5f nur vier Mädchen?

Hochbegabt? „Zuerst war es komisch“, sagt Elina Quito. „Jetzt klingt es normal.“

Ein Nachmittag im August, noch ein Monat bis Schulbeginn. Vor der Doppelhaushälfte der Quitos im Münchner Vorort Waldperlach parkt ein BMW, auf der Terrasse brennt die Sonne. Fernando Quito bringt Wasser, seine Tochter sitzt unter dem Sonnenschirm. Elina ist Einzelkind, geboren in Aachen, wo ihr Vater den Doktor in Maschinenbau machte.

Er ist Brasilianer, von ihm hat Elina die dunklen Locken. 2011 zogen die Quitos nach München, davor verglichen sie in einer Excel-Tabelle Städte in ganz Europa. Wo lebt es sich gut, wo gibt es viele Konzerne, sodass ein Jobwechsel ohne Wohnortwechsel möglich ist? „Wir gehen systematisch an Dinge heran“, sagt Fernando Quito.

Elvira Quito kommt nach Hause, die Haare blond und glatt. Sie ist Head of Treasury bei einem großen Konzern; wie ihr Mann arbeitet sie „mehr als Vollzeit“, zwei bis drei Tage die Woche ist sie im Ausland. Seit Elinas Geburt hat die Familie Au-pair-Mädchen, aus Australien, aus Kanada. Elina spricht Englisch mit ihnen. Mit ihrem Vater spricht sie Portugiesisch. Mit drei Jahren brachte Elina sich das Lesen bei, und mit drei Jahren begann die Langeweile. Die Erzieherin schlug vor, sie mit fünf einzuschulen. Nein, sagten die Eltern. Weil die Erzieherin auch etwas zu kritisieren hatte: Elina behauptete sich schlecht in der Gruppe. „Wir legen nicht nur Wert auf den IQ, sondern auch auf den emotionalen Koeffizienten“, sagt Fernando Quito. In der Schule wurde die Langeweile schlimmer. Wer kann bis zehn zählen? Wer kann das ABC? „Komm schon!“, sagt Elina, rollt theatralisch mit den Augen und rattert los, von A bis Z in zehn Sekunden.

Elina war immer beliebt in der Klasse, sagt ihre Mutter. Aber die „leistungsorientierten Eltern“ hatten ein Problem mit ihr. Warum muss Elina immer die Beste sein? Klar, sagt Elvira Quito, im Beruf sind sie und ihr Mann auch leistungsorientiert. Aber Elina haben sie aufgefordert, „alle Noten durchzuprobieren“. Zumindest das hat Elina nicht geschafft. Ihre schlechteste Note war eine Drei. In Weitwurf.

In der vierten Klasse wurde sie zum ersten Mal „Streber“ genannt. Elina versteht das, sie hatte eben nur Einsen. Sie sollte eine Klasse überspringen, die Eltern lehnten wieder ab. Weil die Langeweile schnell zurückkommt, sagt Elvira Quito. Sie kennt sich aus: Ihr Vater hatte einen IQ von 160, ihre zwei Schwestern haben auch hochbegabte Kinder. Elinas Cousin übersprang ein Jahr. Ihm hat es geholfen, weil er sich in der Klasse nicht wohlfühlte. Er langweilte sich, er wurde laut. Jede Woche lag ein Brief der Schule im Briefkasten. Bei Elina ist das anders. Wenn sie sich im Unterricht langweilt, liest sie. Und über ihre Nachmittage spannten die Eltern ein Netz an „Extra-Aktivitäten“. Theater, Spanisch, Capoeira.

Von der neuen Klasse erhofft sich Elina vor allem eins: dass die Langeweile endet.

Hochbegabt? Edriss Alekuzei denkt nach. „Klingt irgendwie gut. Als wäre ich besser als vorher. Ein bisschen schlauer.“

Eine Betonsiedlung am Rand von Unterhaching, die Wohnung von Familie Alekuzei liegt im ersten Stock. Sie hat vier Zimmer für fünf Bewohner: Sohaila Alekuzei, eine kleine Frau, die viel lacht, und ihre vier Kinder. Edriss ist der Jüngste. Vom Vater der Kinder, mit dem sie vor 21 Jahren aus Afghanistan kam, ist Sohaila Alekuzei geschieden. Nachts wird das Wohnzimmer ihr Schlafzimmer, am Tag begleitet sie ein autistisches Kind in die Schule, damit es in eine normale Klasse gehen kann. Aber jetzt sind Ferien, und sie hat aufgetischt: Trauben, Pflirsche, Brezen, Käsekuchen.

ÜBER EINE EINS FREUT SICH DER JUNGE. WAS MACHT ER, WENN ER EINE DREI HAT? „WEINEN.“

Dass Edriss schnell lernt, fiel ihr gleich nach seiner Geburt auf, erzählt sie. In der Vorschule fiel es der Erzieherin auf, dann der Lehrerin in der Grundschule. „Edriss kann alles“, sagte die. Aber auf die erste Klasse, auf „Ausmalen und Anmalen“, hatte er keine Lust. Die Lehrerin setzte ihn ganz nach hinten, wo er sich beschäftigen sollte. Hat er sich gelangweilt? Ja, sagt Edriss. Er antwortet meistens kurz.

Am Tisch sitzt auch Sara, seine Schwester. Sie ist 17 und einer der Gründe, warum Sohaila Alekuzei sich über die Hochbegabtenklasse freut. Bislang gab es am Lise-Meitner-Gymnasium für die Klassenbesten einen Vermerk im Jahrbuch, aber den hat Sara streichen lassen. Muss ja nicht jeder wissen. Längst hat sich alles gelockert in der Schule, sagt sie. Aber es gab eine Zeit, da hielten sie viele für einen „extremen Streber“. Sara sagt, sie wäre gerne in eine Hochbegabtenklasse gegangen. Weil man nicht gleich einen Stempel hat, wenn man gute Noten schreibt.

Edriss ist kein Außenseiter, betont Sohaila Alekuzei, er ist beliebt, auch im Fußballverein. Er habe sich nie groß angestrengt und trotzdem gute Noten nach Hause gebracht. „Edriss kann alles“, wiederholt seine Mutter, und weit mehr als seine Noten begeistert sie, wie gut ihr Sohn singen kann: „Wie ein Fünfzehnjähriger!“ Sara kichert, Edriss nicht.

Edriss sagt, er freut sich über eine Eins. Und wenn er eine Drei hat, was macht er dann? „Weinen.“ Seine Noten blieben auch in der vierten Klasse gut, erzählt seine Mutter. Damals ging es bei den Elternabenden oft darum, wie der Druck gelindert werden kann, der auf die Kinder und

der auf ihre Eltern. Trotzdem war die vierte keine gute Klasse. Warum? „Über die vierte Klasse wollen wir nicht reden“, sagt sie. Edriss sagt, im Unterricht sei nichts vorangegangen, die Klasse sei laut gewesen, „nervig“.

Von der neuen Klasse erhofft er sich vor allem eins: mehr Ruhe, weniger Streit.

Um in die Begabtenklasse aufgenommen zu werden, mussten Edriss und Elina einen Test bestehen. Um zum Test eingeladen zu werden, brauchten sie eine Empfehlung aus der Grundschule, ein Motivationsschreiben der Eltern, ein Zeugnis aus der dritten Klasse, den Leistungsstandbericht aus der vierten. Es ist ein Test, der überprüft, was alle ahnen – keiner, der entdeckt, was niemand weiß. Zuerst müssen die Kinder Fragebögen ausfüllen, die ihre Begabung testen, unter Zeitdruck. Manche bestehen aus Wörtern, andere aus vielen schwarz-weißen Förmchen, die sie drehen, ordnen oder aussortieren müssen. Ein IQ um die 130 sollte herauskommen, aber es gibt keine Untergrenze, betont die Schule. Dann folgt ein Persönlichkeitstest, der zum Beispiel abfragt, ob die Kinder gerne Rennfahrer wären oder von Zeit zu Zeit jemanden ärgern müssen. Man kann in der Schule einen Blick auf die Tests werfen, mitnehmen darf man sie nicht.

Sohaila Alekuzei sagt, sie hatte Angst, als Edriss zum Test ging. Was, wenn der Daumen nach unten gegangen wäre? Wie hätte er sich dann gefühlt? Edriss sagt: „Der Test war eigentlich einfach.“

Die zweite Runde ist der Probeunterricht, zwei Tage lang. Die Lehrer wollen sehen, wie die Kinder sich anstellen. Zum Beispiel, wenn sie

aus Strohhalmen und Büroklammern einen Turm bauen sollen. Und die Lehrer wollen wissen, ob die Kinder miteinander können. Elina fand den Probeunterricht super. Einmal, erzählt sie, fragte die Lehrerin, was Gene sind. Ein Mädchen meldete sich: Die Gene bestimmen die DNA. Daraufhin sprang ein Junge auf und rief: Da kann ich nicht zustimmen! Am Ende musste eine Biologielehrerin schlichten. „Das hat Spaß gemacht“, sagt Elina.

Zwanzig Kinder haben sich für die Hochbegabtenklasse in Unterhaching beworben. Zwei wurden nach dem Probeunterricht abgelehnt, zwei Mädchen sagten in letzter Minute ab. Bleiben sechzehn.

DIE BEGABTENKLASSE IST UMSTRITTEN, DIE LEHRER HABEN „UNGLAUBLICH KONTROVERS“ DISKUTIERT

Dass sie so klein ist, ist der größte Unterschied zwischen der 5f und den anderen Klassen, die fast doppelt so voll sind. Die Lehrer haben also für jeden Schüler doppelt so viel Zeit. Auch das Budget ist ein bisschen größer, und jede Woche gibt es eine Extrastunde „Horizonte“. Der Lehrplan ist der gleiche, der Unterricht soll mehr in die Tiefe gehen. In neun Jahren werden die Schüler auch das gleiche Abitur machen wie die anderen. Doch die 5f beginnt mit zwei Sprachen, Latein und Englisch, in der achten kommt Italienisch dazu. Diese Doppelbelastung soll die Kinder fordern und Neid an der Schule verhindern. Die 5f ist kleiner? Schon. Aber wollt ihr mit zwei Sprachen anfangen?

Die erste Lateinschulaufgabe steht an einem Dienstag im November an. Elina ist ein bisschen aufgeregt, so viele Wörter, so viele Endungen.

Aber sonst geht es ihr sehr gut, danke der Nachfrage, und jetzt ist sowieso erst mal Kunststunde. Zeichnen ist dran, die Schüler sollen mit dem Bleistift einen Koffer packen. Elina hat einen Waschbeutel gezeichnet, Flip-Flops, Sonnenbrille, sauber verräumt. In Edriss' Koffer liegt ein Fußballtrikot mit der Nummer 23 und seinem Namen auf dem Rücken. Dazu Fußballschuhe und ein Computerspiel: Fifa 19.

Renate Eichberger gleitet von Tisch zu Tisch und gibt Tipps, wie die Kinder ihr Bild „pimpfen“ können. Sie ist Kunstlehrerin und koordiniert die Begabtenklasse, eine 50-jährige Frau mit sanfter Stimme, sie trägt herbstliche Farben an diesem Tag. Der Beamer wirft einen Countdown an die Wand, neun Minuten. Als die Uhr bei null steht, ist die Praxis vorbei. Zurück zur Theorie. Eichberger erzählt den Schülern von Schraffen und Binnenformen, zeigt Bilder von Rubens und Rembrandt. Es melden sich fast nur Jungen. Einer reißt die Arme wie zum Torjubel hoch, als er eine Frage richtig beantwortet hat. Einer springt auf, nachdem er aufgerufen wird, und antwortet im Gehen. Einer beschreibt ein Bild mit einem Wort: „Barock.“ „Das ist Wissen“, erwidert Eichberger schroff. „Beschreib es!“

Mit der 5f macht sie anderen Unterricht als mit den anderen fünften Klassen, sagt Eichberger nach der Stunde. Sie hat sich mit einem Tee an einen der Tische gesetzt, Stefanie Frisch ist auch dazugekommen. Den Countdown zum Beispiel, sagt Eichberger, setzt sie nur in der 5f ein. Die Kinder sind „immer auf Wettbewerb“, unter den Jungen sind viele „Rampensäue“. Die Mädchen sind eher zurückhaltend. Deshalb gibt es in Begabtenklassen so viel mehr Jungen: Weil ihre Begabungen mehr

auffallen, weil viele ihre Lehrer und Eltern nerven, die Mitschüler auch. Weil sie wie „Schlaubi-Schlümpfe“ auftreten, sagt Eichberger. „Da haben manche eine kleine Leidensgeschichte hinter sich.“

Die Mädchen? Schreiben Einsen und fallen nicht aus dem Rahmen.

Andererseits, sagt Stefanie Frisch, hat die Klasse sich ungewöhnlich schnell gefunden, auch „geschlechterübergreifend“. Richtig stolz war sie bei der Klassensprecherwahl. Die Kinder entschieden sich von sich aus für eine Quote: ein Mädchen, ein Junge. Dass sie nicht ihre besten Freunde wählen, sondern die besten Kandidaten, ist nicht üblich für eine fünfte Klasse, sagt Frisch. Für eine zehnte auch nicht.

Es gibt viele Momente, in denen die Lehrer schwärmen, als seien sie die Eltern. Frisch sagt, dass schon die erste Stunde „liebervoll eskalierte“, weil die Kinder mehr Fragen hatten als sie Antworten. Eichberger erzählt, wie ein Schüler in zehn Minuten ihre Stunde über Ägypten abhandelte. Auch die Leistungen: überdurchschnittlich. Begabung führt nicht immer zu guten Noten, betonen sie an der Schule. Aber häufig. Und was für die Schulzeit gilt, gilt bei den Hochbegabten nach allem, was man weiß, auch danach: Nobelpreis? Unwahrscheinlich. Erfolg im Beruf, im Leben? Nicht garantiert. Aber ein klarer Kopf, klare Ziele und ein problemfreies Biophysikstudium in Heidelberg? Gut möglich.

Die Begabtenklasse ist auch für die Lehrer eine neue Welt, von der Eichberger und Frisch gerne erzählen. Eine, auf die sie stolz sein dürfen. Dass diese Welt aber auch klein ist? Darüber reden sie nicht so gern. Gerade für Lehrer ist es ja auch eine provokante Idee: dass der Luxus

einer kleinen Klasse nicht den Kindern mit den Fünfen spendiert wird, sondern denen mit den Einsen.

Renate Eichberger war kürzlich auf einem Kongress, wo es um Inklusion und Diversität ging, darum also, wie Kindern mit Behinderung geholfen werden kann oder Kindern, die nicht Leo oder Ben heißen. Genau ihr Thema, sagt Eichberger. „Da denkst du dir schon: Und ich mache eine Hochbegabtenklasse?“ Ob das Geld anderswo nicht besser eingesetzt wäre, wurde auch im Lehrerzimmer „unglaublich kontrovers“ diskutiert. Doch dann, sagt sie, sieht sie jeden Tag, dass auch die begabten Kinder Förderung brauchen, in die andere Richtung eben. Eine bessere Formulierung ist ihr noch nicht eingefallen. Nicht, weil das vielleicht einmal der Wirtschaft nützt, sondern um der begabten Kinder willen.

DIE ERSTE SCHULAUFGABE GING DANEBEN, DIE FÜNFT-KLÄSSLERIN HATTE DAS LERNEN EINFACH NIE GELERNT

Stefanie Frisch bleibt eher analytisch. Die Schule, sagt sie, tut auch viel für andere Kinder, am Nachmittag gibt es zum Beispiel Förderstunden in Deutsch. Aber klar: „Es gibt einen Gewissenskonflikt.“ Sie wäre sofort dafür, dass alle Klassen zwanzig Kinder haben und hochbegabte und schwächere Schüler zusammen lernen. Aber sie sei nicht in der Position, das zu entscheiden. Bald vielleicht schon: Im Februar wechselt Stefanie Frisch ans Kultusministerium in München.

Im Februar endet auch das erste Halbjahr für die 5f, die Kinder bekommen ihr Zwischenzeugnis. Wie fällt das Zeugnis für die Begabtenklasse aus? Edriss macht es kurz: „Eigentlich gefällt mir alles.“ Die Gemeinschaft in der Klasse, der Unterricht, Mathe vor allem, das kann er. Latein? Nicht sein Fach. Sohaila Alekuzei reicht es, wenn er durchkommt. Dass die Schüler Latein und später Italienisch lernen, dass sie nicht wählen können, ist das Einzige, was ihr nicht gefällt. „Jeder Mensch, der klug ist, will frei bestimmen“, sagt sie. Albert Einstein, das hat sie im Internet gelesen, war in Sprachen auch nicht immer gut.

Elinas Fazit: „Sehr gut.“ Die Langeweile? „Ich finde sie nicht mehr.“ In Latein hatte sie anfangs Probleme, die Schulaufgabe im November ging daneben. „Sie hat das Lernen nie gelernt“, sagt Elvira Quito. Deshalb findet sie es gut, dass Elina nicht mehr die Beste ist, sondern unter Gleichen. Sie fühle sich wohl und lerne, Leistung wertzuschätzen und mit Frust umzugehen. Es ist wie Fahrradfahren, sagt Fernando Quito: „Man muss ein paar Mal fallen, um ein Gefühl zu kriegen. Davor hat sie nicht Fahrrad fahren gelernt, sie war im Schwebemodus. Jetzt lernt sie zu steuern.“

Im Februar endet auch das erste Halbjahr für die 5f, die Kinder bekommen ihr Zwischenzeugnis. Wie fällt das Zeugnis für die Begabtenklasse aus? Edriss macht es kurz: „Eigentlich gefällt mir alles.“ Die Gemeinschaft in der Klasse, der Unterricht, Mathe vor allem, das kann er. Latein? Nicht sein Fach. Sohaila Alekuzei reicht es, wenn er durchkommt. Dass die Schüler Latein und später Italienisch lernen, dass sie nicht wählen können, ist das Einzige, was ihr nicht gefällt. „Jeder Mensch, der klug ist, will frei bestimmen“, sagt sie. Albert Einstein, das hat sie im Internet gelesen, war in Sprachen auch nicht immer gut.

Im Februar endet auch das erste Halbjahr für die 5f, die Kinder bekommen ihr Zwischenzeugnis. Wie fällt das Zeugnis für die Begabtenklasse aus? Edriss macht es kurz: „Eigentlich gefällt mir alles.“ Die Gemeinschaft in der Klasse, der Unterricht, Mathe vor allem, das kann er. Latein? Nicht sein Fach. Sohaila Alekuzei reicht es, wenn er durchkommt. Dass die Schüler Latein und später Italienisch lernen, dass sie nicht wählen können, ist das Einzige, was ihr nicht gefällt. „Jeder Mensch, der klug ist, will frei bestimmen“, sagt sie. Albert Einstein, das hat sie im Internet gelesen, war in Sprachen auch nicht immer gut.

Hauptschüler

Der Ruf der Hauptschule war nie schlechter als heute, ihre Absolventen gelten als abgeschrieben. Unser Autor ist einer von ihnen. 13 Jahre nach seinem Abschluss fragt er sich, was wohl aus den Mitschülern geworden ist. Eine Suche.

Glück gehabt, ich gehöre nicht zu den Dummen. Das ging mir durch den Kopf, als meine Grundschullehrerin am Ende der 4. Klasse die Schulempfehlung auf den Tisch legte: Realschule. Meine Eltern waren erleichtert. Hauptschule – das wäre die absolute Katastrophe gewesen. Ich sollte Arzt werden, Ingenieur oder Anwalt. Bloß kein Bildungsversager. Indische Eltern erwarten gute Abschlüsse von ihren Kindern. Nur hatten sich meine Eltern keine übergroßen Hoffnungen gemacht. In der Grundschule hatte ich mittelmäßige Noten nach Hause gebracht, im Unterricht war ich nie groß aufgefallen. Ein zurückhaltender Junge, der an alles dachte. Nur nicht an die Schule.

Ich fuhr dann täglich mit dem Bus zur Realschule. Auf dem Weg lag die Bughagenschule. Jedes Mal, wenn die Hauptschüler dort aus dem Bus stiegen, freuten wir uns. Nicht nur über die freigewordenen Sitzplätze, sondern auch darüber, dass wir endlich unter uns sein konnten.

Die Hauptschüler hielten wir für unterbelichtet oder asozial. Man erkannte sie vor allem an ihrer Sprache, aber auch an ihrem Erscheinungsbild. Der Prototyp eines Hauptschülers trug einen zu großen Pullover, die Kappe schief und den Rucksack tief. Die Hauptschülerin trug zu viel Make-up, ein Oberteil mit Glitzer-Motiv und eine übertrieben verwaschene Jeans.

2003 ging ich in die 6. Klasse. Ich war kein guter Realschüler. Die Klassenlehrerin fragte mich, ob ich eine Frage aus dem Übungstext beantworten könne. Mir fiel es schwer, mich darauf zu konzentrieren. Sie versuchte es vier Mal, dann gab sie auf. Sie rief meine Eltern an: Tahir wird in die siebte Klasse der Hauptschule querversetzt. Während meine Mutter vor Wut aufschrie, schwieg mein Vater nur in sich hinein. Weltuntergang in Jagel. In diesem norddeutschen Dorf hatte mein Vater, ein Mechaniker aus dem indischen Punjab, der damals wie heute als

fliegender Textilhändler an der dänischen Grenze arbeitet, ein Haus gekauft. In seinen Augen bin ich ganz unten gelandet, im Auffangbecken für Versager.

DIE SCHULE

Meine Klassenlehrerin auf der Realschule versuchte, meinen Eltern den Übertritt als Chance zu verkaufen. Die Hauptschule bereite auf eine praktische Berufsausbildung oder den Besuch einer Berufsschule vor. Lange war sie in diesem erfolgreichen Land die Grundlage für Berufe wie Dachdecker, Schweißer, Bäcker, Fleischer, Friseur. Redliches Handwerk.

In Wirklichkeit war die redliche Zeit der Hauptschule schon damals längst vergangen. In den Fünfzigerjahren stellte die Schularzt die allermeisten Schüler, nur rund zehn Prozent eines Jahrgangs wechselten nach der Grundschule aufs Gymnasium. Dann erfasste die Bildungsexpansion das Land. Mittlerweile liegt der Anteil der Gymnasiasten bei etwa 40, in manchen Bundesländern sogar bei 50 Prozent. Anders gerechnet: 1975 waren 2,5 Millionen Kinder auf die Hauptschule gegangen, in meinem Abschlussjahr, 2005, waren es noch eine Million. Das Wort Hauptschüler war bereits ein Stigma. Meine Eltern dachten folglich nicht an anständiges Bildungswesen, sondern an Hartz IV.

Eines Tages also musste ich früher als gewohnt aus dem Bus steigen. Die Realschüler fahren weiter, und ich stand das erste Mal auf dem Schulhof der Bugenhagschule. Ich dachte an die Worte meiner Mutter: „Du bist verloren!“

DIE KLASSE

Als ich den Raum der 7b betrat, wurde es still. Meinen Platz sollte ich mir selbst aussuchen. Alle starrten mich an. Ich setzte mich neben einen Jungen mit rotem Kapuzenpulli und gepierctem Ohr. Ein großer Fehler. Er war der schlimmste Fiesling der Klasse, und mit meiner Platzwahl hatte ich ihn zornig gemacht. Immer wieder flüsterte er mir ins Ohr: „Scheiß-Türke!“ Ich wollte kein Opfer sein. Als der Lehrer das Klassenzimmer verlassen hatte, um Arbeitsbögen zu drucken, schlug ich das erste Mal in meinem Leben jemandem ins Gesicht. Weil ich nicht wusste, wie das geht, formte ich meine Faust falsch – mit dem Daumen nach innen gedrückt. War er gebrochen? So sah also mein neues Leben aus.

In diesem Leben war ich auf mich allein gestellt. Das war mir spätestens klar, als eine Lehrerin wegschaute, nachdem ein Schüler mich als „Dreckskanake“ beschimpft und mir die Nase blutig geschlagen hatte. Alleine war ich auch außerhalb der Schule: Frühere Freundschaften zerbrachen. Der Hauptschüler war den anderen nicht mehr cool genug.

Die Hoffnungslosigkeit im Unterricht war allgegenwärtig. Mit wenigen Ausnahmen gingen meine Mitschüler davon aus, nichts zu können. Warum auch? Nicht nur die Schüler bestätigten sich gegenseitig darin, Versager zu sein, auch die Eltern, ja sogar manche Lehrer hatten den Glauben an sie verloren. „Das Leben ist kein Wunschkonzert“, sagte einer von ihnen, als ein Mitschüler einen ausgefallenen Berufswunsch äußerte.

Viele Schüler flüchteten in eine kleine, übersichtliche Welt. Ihre Freizeit verbrachten sie mit Fernsehen, Computerspielen und Drogen. Die

Schule lag nicht im sozialen Brennpunkt einer Großstadt, unsere Klasse bestand mehrheitlich aus Jugendlichen, die aus den umliegenden Dörfern kamen. Meist stammten sie im Gegensatz zu mir aus schwierigen Familien mit gewalttätigen oder alkoholkranken Eltern, für die Bildung keinen Wert hatte.

Die Zeit an der Bugenhagenschule ist für mich zu einer Episode geworden, Leerjahre, an die ich mich ungern erinnere. Sie endete nach zwei Jahren mit dem Hauptschulabschluss. Auf der Titelseite des Abschlusshefts ist ein Gruppenfoto. Die Überschrift: „Arbeitsamt wir kommen!!!“

Aber wo kommt man wirklich hin, wenn man von der Hauptschule kommt? Was machen meine damaligen Mitschüler heute? 13 Jahre nach unserem Abschluss mache ich mich auf die Suche nach ihnen – und finde Geschichten von Glück und Unglück, von Karrieren und Sackgassen, vom Überleben und auch vom Sterben.

Im Abschlussheft meines Jahrgangs findet sich eine Liste mit den 22 Namen der Schüler, die unsere 9b besuchten. Vier von ihnen gingen danach auf eine weiterführende Schule, ich war einer von ihnen. Ich musste das Lernen erst wieder lernen. Ich schaffte erst die Realschule, schließlich das Gymnasium. Später studierte ich, wurde Volontär bei der Süddeutschen Zeitung.

Die allermeisten meiner Mitschüler sind auf Facebook, das macht die Suche einfacher. Die einen freuen sich über meine Kontaktaufnahme, andere wiederum wollen mich nicht treffen, weil sie längst „damit abgeschlossen“ oder „überhaupt keine Zeit“ hätten. Manche

haben bürgerliche Lebensläufe mit anständigen Jobs, Familie, Haus, Kinder. Einige aber haben es nicht gepackt. Ein ehemaliger Mitschüler schreibt mir, dass er gerade in Schwierigkeiten stecke und „bluten“ müsse, weil er „bei einem Deal verarscht“ worden sei. Über drei weitere Mitschüler erzählt man mir, sie seien heroinabhängig.

Im Abschlussheft unserer Klasse stand über jeden Schüler ein kurzer Satz. Dass die Rechtschreibung nicht immer korrekt war, hat uns damals nicht gekümmert. „Sprüche über die Schüler der Klasse 9b“ hieß die Rubrik. Über Roberto Petter, heute 30, stand da:

„ROBERTO KANN ES NICHT LASSEN UND ZWAR SEINE KOMISCHEN GRIMASSEN“

Er ist der erste, der einem Gespräch zusagt, er möchte mich in Flensburg treffen, etwa 40 Kilometer nördlich von Schleswig. Wir treffen uns im Einkaufszentrum, er empfängt mich mit einem breiten Lächeln.

Roberto kenne ich länger als alle anderen. Seine Markenzeichen waren seine hohe Stirn und die lange Strähne am Hinterkopf – wir nannten sie die „Power-Locke“. Roberto war als Gummimensch bekannt, der einen Spagat konnte und seine Finger verbiegen konnte wie kein anderer. Er war das ideale Opfer.

Schon auf der Grundschule wurde er wegen seines Sprachfehlers gehänselt. Roberto konnte „drei“ nicht aussprechen, stattdessen sagte er „krei“. Die Klassenlehrerin dachte sich eine Geschichte aus, damit die Grundschüler mehr Verständnis für Roberto hatten: „Er kommt aus Dunkeldeutschland und spricht Schwarzdeutsch.“ Bis in

die Hauptschule hinein galt Roberto als schwerhörig und sehbehindert, obwohl die Ärzte sagten, dass mit seinen Ohren und Augen alles in Ordnung sei. „Manche Dinge wollte ich damals vielleicht auch gar nicht hören oder sehen“, sagt Roberto.

Mobbing war in der Hauptschule an der Tagesordnung. In der achten Klasse mussten wir im Fach Hauswirtschaftslehre eigene Gerichte zubereiten. Einmal stand Döner auf dem Speiseplan. Als Roberto auf die Toilette ging, spuckten ihm ein paar Schüler in seinen Döner. Auf dem Heimweg warteten sie nur darauf, dass Roberto zu essen begann. Schallendes Gelächter.

Nur die Lehrer kannten die Geschichte von Robertos Eltern. Er selbst sollte sie erst als Erwachsener hören. Sein Adoptivvater nahm ihn eines Tages mit auf den Friedhof, wo seine Mutter begraben war. Es regnete in Strömen. Stundenlang suchten beide nach dem Grab seiner Mutter. Als sie es fanden, sackte Roberto in sich zusammen. „So wie die Wolken geweint haben, weinte ich auch“, erzählt er. Roberto legte einen Blumenstrauß nieder und konnte sich verabschieden.

Als er drei Jahre alt war, wurde seine Mutter vergewaltigt und getötet. Sein Vater gab ihn zur Adoption frei. „Er interessierte sich nicht mehr für mich.“ Roberto wuchs fortan bei den Großeltern, der Tante und dann in verschiedenen Waisenhäusern auf, bis ein Ehepaar aus Lottorf, einem Dorf nahe Schleswig, ihn adoptierte. Schnell wurde ihnen klar, dass etwas mit Roberto nicht stimmte. Er hatte starke kognitive Schwächen. Auch der Förderunterricht am Nachmittag half nicht. Ob im Klassenzimmer, auf dem Schulhof oder im Bus nach Hause, immer wurde

Roberto ausgelacht. „Das hat mich fertiggemacht, und ich habe alles in mich hineingefressen.“ Buchstäblich: Roberto entwickelte eine Fresssucht und nahm damals in wenigen Monaten 50 Kilo zu.

Am Ende der 9. Klasse scheiterte Roberto am Hauptschulabschluss. Und nach einem Streit mit seiner damaligen Freundin flog er aus ihrer Wohnung; die folgenden sechs Monate lebte er in ihrem Keller, „ohne Strom und Wasser“, erzählt er. Roberto nahm in dieser Zeit 30 Kilo ab. Die Ex-Freundin motivierte ihn, seinen Abschluss beim Jugendaufbauwerk nachzuholen.

Roberto träumte davon, als Beikoch auf einem Schiff zu arbeiten. In einer Förder Einrichtung machte er eine Ausbildung zum Beikoch. Dort war alles anders: kein Mobbing, mehr Motivation, hohe Lernbereitschaft und schließlich bessere Noten. „Das lag daran, dass wir nur zwölf Schüler waren“, sagt er. Weil alles etwas kleiner gewesen sei, habe es einen größeren Zusammenhalt in der Klasse, mehr Aufmerksamkeit der Lehrer und eine bessere Förderung für den Einzelnen gegeben.

Roberto war hoch motiviert. Auf der Hauptschule hatte er nur Fünfen und Sechsen in Mathe, in seiner Abschlussprüfung hatte er nun eine Eins. „Ich werde niemals vergessen, wie glücklich ich an diesem Tag war“, sagt Roberto. Voller Stolz fuhr er nach Schleswig zu Katrin Naeve, unserer ehemaligen Klassenlehrerin an der Hauptschule, um ihr sein Zeugnis zu zeigen. Er hatte die Ausbildung mit 2,7 abgeschlossen. Das war mehr, als Roberto je zugetraut wurde – und doch zu wenig, um Beikoch auf einem Schiff werden zu können.

Roberto jobbte als Putzhilfe. Mit dem verdienten Geld konnte er aber nicht umgehen. Er steckte es in Glücksspielautomaten. Bald musste er Schulden aufnehmen. Seine Ex-Freundin meldete ihn für eine Therapie an, Roberto schloss sie ab. Heute arbeitet er in Teilzeit für einen Reinigungsservice. Seit zwei Jahren lebt er in einer 19-Quadratmeter-Wohnung. Nur ein kleiner Teil der Fläche ist begehbar. Ein großer Teil seiner Wohnung ist mit DVD-Stapeln vollgestellt. Sie ragen bis zur Hälfte des einzigen Fensters. Wenn Roberto auf die Toilette will, muss er seine Wohnung verlassen und über den Flur laufen. Aber Roberto ist glücklich: „Ich kann mir ein Auto leisten und habe die Liebe meines Lebens gefunden, was brauche ich mehr?“ Er spart für die Hochzeit mit seiner Verlobten.

Denkt er noch oft an die Hauptschule? Roberto erzählt von einem Discobesuch. Ein ehemaliger Mitschüler kam dort auf ihn zu und entschuldigte sich. „Ein feiner Zug von ihm.“ Er erwarte das auch von den anderen. Im Gegensatz zu anderen Mitschülern, die gemobbt wurden, würde er gerne zu einem Klassentreffen kommen. „Ein Mensch ändert sich, auch ich habe mich geändert.“ Roberto glaubt, dass die Hauptschulzeit sein Leben enorm beeinflusst hat. Wer daran Schuld hat? „Wäre ich damals so stark gewesen, wie ich jetzt bin, wäre alles anders gelaufen.“

Unsere Lehrer stärkten die Schwachen zu selten, vielleicht konnten sie es auch nicht. Sie waren überfordert, standen jeden Tag vor einer lauten, chaotischen, ungeduldigen Klasse. Einige waren auf ihre Weise so schwach wie viele von uns, und manche waren genauso grausam. Es

kam vor, dass auch die Lehrer über Roberto lachten, wenn der wieder einmal daran scheiterte, einen Text vorzulesen. Christoph Baumann wurde von seinen Mitschülern einmal in einen Streugutkasten gesperrt, eine Stunde lang. Ein anderes Mal haben sie ihn an eine Heizung gekettet und mit Mettwurst und Margarine beschmiert. Und doch scheint ihn eher zu verfolgen, was er anderen angetan hat, als was ihm angetan wurde.

„BAUMANN HAT GLÄNZENDES HAAR DAS IST JA WOHL KLAR“

Christoph habe ich als unsicheren, aber eloquenten Mitschüler in Erinnerung. Ich besuche ihn in der Zwei-Zimmer-Wohnung in Schleswig, die er sich mit seinem Bruder teilt. Er öffnet die Tür, wir begrüßen einander. Christoph, 29, den ich als Opfer abgespeichert hatte, entschuldigt sich erst einmal. Es tue ihm leid, mich „Schwarzbrot“ genannt zu haben. Was ihn heute noch beschäftigt, hatte ich selbst längst vergessen.

Und das Mobbing gegen ihn? Er sei sehr dünnhäutig gewesen, weil er sich nichts mehr gewünscht habe, als von den anderen Schülern ernst genommen zu werden, sagt er. Lockerer hätte er das alles nehmen sollen. Die Hauptschule vergleicht er mit der Bild-Zeitung: „Da wurde alles dramatisiert, statt manche Dinge einfach zu ignorieren, um sie zu entschärfen.“ Ihn hat die Schulzeit abgehärtet.

Christoph ist schockiert, als er von dem Absturz einiger der ehemaligen Mitschüler hört. Die Hauptschule sei doch immerhin „etwas“ und nicht „nichts“ gewesen. „Wir waren dort nicht, weil wir alle blöd waren, sondern nur zu faul zum Lernen“, sagt er. Er selbst wollte irgendwann

nicht mehr faul sein. „Ich wollte mir Dinge leisten können: das große Bett, die Riesenglotze und das Auto“, sagt er. Das sei seine Motivation gewesen, die Ausbildung als Berufskraftfahrer durchzuziehen. Die Gelassenheit seiner Eltern, vor allem seines Vaters, habe geholfen, sagt er. Der hatte es zum Finanzbeamten im gehobenen Dienst geschafft, in Zeiten, als der Hauptschulabschluss noch etwas zählte. Lange her.

In den vergangenen Jahren haben die meisten Länder die Haupt- und Realschulen schrittweise als zweite Säule neben dem Gymnasium zusammengelegt. Lediglich Bayern (unter dem Namen „Mittelschule“) und Hessen setzen heute noch auf die Dreigliedrigkeit. In anderen Bundesländern hielten sich nur wenige Hauptschulen. Die Zahl ihrer Schüler ist bundesweit auf 390 000 gesunken. Vier von zehn Hauptschulen wurden in den vergangenen zehn Jahren geschlossen.

Christoph hat als Fernfahrer gearbeitet. Von Montag bis Freitag transportierte er Güter durch Europa, am Wochenende arbeitete er als DJ. „Früher habe ich die Nächte durchgeballert, jetzt fühle ich mich zu alt dafür, ich will lieber meine Ruhe.“ Heute ist er bei einer Spedition im Nahverkehr beschäftigt. Bei ihm hat die Hauptschule ihr Versprechen eingelöst: Sie hat ihn vorbereitet auf ein ordentliches Leben.

„MAXE DER VERPLANTE SACK BAUT STÄNDIG IRGENDWELCHEN KACK“

Der Junge, der Christoph an die Heizung kettete und in den Streusandkasten sperrte, nannte mich mit Vorliebe „Ölscheich“ und „Kameltreiber“. Das sei doch nicht böse gemeint gewesen, „du warst unser

netter, lieber Kameltreiber“, sagt Maximilian Drews, 30, heute. Er hat noch immer diesen starren Blick. Die dunklen Augen, das gegelte dunkle Haar streng nach hinten gekämmt und eine raue Stimme, deren Wirkung ich nie vergessen habe. Ich besuche ihn in Lottorf. Ob er sein Mobbing bedauere, frage ich ihn gleich. „Die Sache mit Christoph kann man entweder Freiheitsberaubung nennen oder einen blöden Kinderstreich“, sagt Maximilian. Er entscheidet sich für das Letztere. Das Kind solle einfach auf Toilette gehen und sich abwaschen. So sei das Leben.

Maximilian fand die Hauptschule gar nicht so schlecht. Es gebe eben minderbemittelte Menschen. „Ich finde es gut, dass die Intelligennten nicht von den Schwachen aufgehalten werden“, sagt er. Die Klügeren unter den Dummen hätten ja immer noch die Chance, die Realschule nachzuholen. „Wenn alle so lange Schule machen, dann funktioniert das Sozialsystem nicht.“

Maximilian war nicht minderbemittelt. Er hat sich einfach nicht um die Schule gekümmert. Zwei Dinge waren ihm damals wichtiger: Kiffen und sein auffrisierter Roller. Ausgerechnet als er seinen Roller einmal durch das Dorf schieben musste, weil der stehen geblieben war, hielt ihn die Polizei an. Der Fall kam vor das Gericht, und Maximilian wurde zu 20 Sozialstunden verdonnert. Seine Eltern hatten einen Gasthof, die sorgten sich um ihr Ansehen im Dorf. „Damals wollte niemand sehen, was ich konnte, sondern eher, was ich nicht konnte: sich in der Schule zu benehmen“, sagt er. Seinen Roller konnte er blind auseinander- und zusammenbauen. Das hätte mehr gefördert werden sollen, glaubt er. Aber wie? „Man hätte mich schlagen sollen“, sagt er. Es gebe keinen

anderen Weg, Schwererziehbare wie ihn zum Nachdenken zu bewegen. Er hat die Schule nicht ungebildet verlassen, sondern unerzogen.

Nach seinem Hauptschulabschluss wollte er sein Hobby zum Beruf machen, seine Ausbildung zum Mechatroniker bestand er nur knapp, mit 3,9. Ständige Meinungsverschiedenheiten mit seinem Chef, sagt Maximilian. Er habe einfach nicht einsehen wollen, dass die Bezahlung so gering, die Technik so veraltet, der Betrieb unwirtschaftlich geführt war. Das Unternehmen habe daraufhin beschlossen, in Zukunft nie wieder Hauptschüler einzustellen.

Seit Jahren warnt der Deutsche Gewerkschaftsbund vor einer Ausgrenzung von Hauptschülern auf dem Ausbildungsmarkt. Sie würden von fast zwei Drittel der Angebote in den bundesweiten Lehrstellenbörsen der Industrie- und Handelskammern von vorneherein ausgeschlossen und gegenüber höher Qualifizierten benachteiligt werden. Laut Berufsbildungsbericht 2017 blieben 120 000 Absolventen pro Jahrgang ohne Ausbildung.

Um bloß nicht im Gasthof seiner Eltern arbeiten zu müssen, machte sich Maximilian selbständig. „Weil mir niemand in den Arsch getreten hat, habe ich das schleifen lassen“, sagt er. Danach war er ein halbes Jahr arbeitslos. Die Eltern halfen. „Wenn die den ganzen Tag besoffen in der Küche geraucht hätten, hätte ich keine Lust auf Arbeit gehabt.“ Als Maximilian Flugbegleiter werden wollte, sagten sie: „Wenn du Leute beklannern willst, kannst du das auch hier bei uns machen.“ Maximilian arbeitet heute im Gasthof seiner Familie. Irgendwann wird er ihn übernehmen.

Zwölf Kilometer nördlich von Lottorf, in Schleswig, treffe ich Julian Jänner. Julian, der Klassenclown. Er war es, der einmal ein vergammeltes Baguette in seiner Tischablage gefunden hatte. Als der Lehrer, ein zerstreuter und unsicherer Mann, sich von den Schülern wegdrehte, schmiss Julian das Baguette mit voller Wucht gegen die Tafel. Er wurde zum Schulleiter geschickt, wieder einmal. Der fragte nach dem Grund. Julian fiel damals nichts ein.

„JULIAN UNSER HAUSBAUER, NEBENBEI IST ER AUCH KAUGUMMI KAUER“

Er trifft mich auf dem Schulhof der Bugenhagenschule. Seine Wohnung ist tabu. Dort schlafe ein überarbeiteter Mitbewohner. Julian sitzt verkattert auf einer Bank. Bevor er mich begrüßt, nimmt er noch einen Schluck aus seinem Energydrink. Die Dose landet in hohem Bogen in einer Ecke des Schulhofs. Wir geben uns die Hand. Er trägt noch immer eine flache Basecap und dieses verschmitzte Grinsen, das er jedes Mal zeigte, wenn er gerade einen Streich ausgeheckt hatte. Wenn Julian so richtig auf Hochtouren ist, dann ist er wie ein verbales Maschinengewehr, das mit Witzen und Geschichten nur so um sich schießt.

An viele seiner fiesen Streiche erinnert sich Julian heute nicht mehr. Den einen aber hat er nicht vergessen, weil dieser symbolisch für die damalige Zeit steht. Heute nämlich kennt er die Antwort auf die Frage des Direktors, warum er das Baguette warf: Es war die pure Langeweile.

Viele von uns waren permanent unterfordert. Wir hatten gelernt, mit wenig oder gar keinem Lernaufwand die Klausuren zu bestehen. Die

schwierigen Schüler waren so anstrengend, dass die Lehrer die Talente der anderen übersahen. Wenn ich einen kreativen Aufsatz schrieb, warfen sie mir vor, es sei ein Plagiat. Wenn ich eine gute Klausur ablieferte, musste angeblich ein Spickzettel im Spiel gewesen sein. Überdurchschnittliches machte misstrauisch.

Julian etwa war sehr gut in Mathe, den Lehrern manchmal etwas zu gut. Die Aufgaben im Unterricht löste er schnell und langweilte sich dann. „Hauptschule war eine reine Beschäftigungstherapie, und das hat mich extrem runtergezogen“, sagt er heute. Die einen Schüler kamen nicht mit, ihretwegen musste der Stoff ständig wiederholt werden. Die anderen hatten zu viel Zeit und machten Unsinn.

Die Lehrer waren selten hilfreich. Es sei nicht darum gegangen, die Schüler auf das Leben da draußen vorzubereiten, sagt Julian, sondern darum, den Tag so stressfrei wie möglich zu gestalten. Besonders beliebt waren die Stillarbeit und das Verteilen von Lese- oder Rechenbögen am Anfang der Unterrichtsstunde. Julian kann das sogar verstehen: „Viele Schüler waren einfach megadumm, was auf Dauer anstrengend war.“ Deshalb wollte er selbst nichts mit ihnen zu tun haben. Die meisten seiner Freunde waren Realschüler und Gymnasialisten. Julian versuchte zu verheimlichen, dass er ein Hauptschüler war, er schämte sich. Und denjenigen, die es wussten, fiel es schwer, das zu glauben.

Je schlechter der Ruf der Hauptschule im Laufe der Zeit wurde, desto panischer wurden die Eltern der Jugendlichen, die in dem alles entscheidenden Alter waren. Und dementsprechend arrogant und

abschätzig begegneten ihre Kinder, wenn sie es denn auf die Realschule oder das Gymnasium geschafft hatten, den Hauptschülern. Das einst faire Bildungssystem hat eine fiese Klassengesellschaft produziert.

Diese Gesellschaft wird irgendwann nicht mehr zurechtkommen müssen mit der Hauptschule; was bleiben wird, sind die ewigen Hauptschüler, die mit der Gesellschaft zurechtkommen müssen.

Julian wollte mehr. Er ging zur Berufsfachschule, machte eine Ausbildung zum Elektroniker für Energie- und Gebäudetechnik. Er machte die Fachhochschulreife und schrieb sich für den Studiengang Elektrische Energiesystemtechnik ein. Aber nach drei Semestern musste er aufgeben. Die Partys wurden zunehmend interessanter als der Lernstoff, er kam nicht mehr mit. Und er wollte endlich Geld verdienen. Julian ging zur Bundeswehr. Als Feldwebel ließ er sich zum Industriemeister für Elektrotechnik weiterbilden. Er sei sehr glücklich, sagt er bei unserem Treffen. Kurz darauf beginnt sein Einsatz in Jordanien.

„SANDRA SCHWEBT AUF WOLKE SIEBEN DER HOLZMICHEL IST ZUM VERLIEBEN“

Meine letzte Station ist mein Heimatdorf. Ich bin zurück in Jagel. Sandra Dedicke, 29, wohnt hier, bei ihrem Freund, der ebenfalls für die Bundeswehr im Auslandseinsatz ist. Sandra öffnet die Tür mit ihrer Tochter im Arm. Sie wirkt völlig verändert. Ihre Sommersprossen sind nicht mehr so auffällig, sie trägt eine Brille und wirkt vollkommen ausgeglichen.

Sandra hatte am Ende der 4. Klasse eine Realschulempfehlung bekommen. Dennoch hatte sie sich für die Hauptschule entschieden,

sie wollte auf derselben Schule wie ihre beste Freundin sein. Sie umgab sich bald mit den Rabauken, die Roberto hänselten und Christoph an die Heizung ketteten. „Wir waren brutal asozial“, sagt sie. Es hätte mehr Disziplin, härtere Lehrer gebraucht, sagt sie.

So vieles hat uns in der Pubertät beschäftigt und belastet, zu viele Gedanken, über alles Mögliche – aber keine über Karriere und Perspektive. Das Jetzt war verwirrend genug, wie hätten wir uns da um das Morgen kümmern können? Im Rückblick ist es ein seltsamer Umstand, dass wir ausgerechnet in der unübersichtlichsten und labilsten Phase unseres Lebens die Weichen stellen sollten für eine vernünftige und stabile Zukunft, Entscheidungen treffen für das noch unbekante Richtige. Oder für die oder den Richtigen.

„Du hast dich sicher über meinen Nachnamen gewundert“, sagt sie. Ich hatte sie als Sandra Pietzner in Erinnerung. Diederike war der Nachname von Michel, ihrem Freund. Die meisten Schülerinnen und Schüler verliebten sich schnell und trennten sich bald. Aber Sandra und Michel blieben zusammen. Ein paar Jahre nach unserem Hauptschulabschluss jedoch wurde Michel nachts von einem Zug überrollt.

„MICHEL IST EIN MATHEASS AUF DER ANDEREN SEITE IST ER VOLL KRASS“

„Wir alle waren betrunken und wollten in die Disco“, erinnert sich Sandra. Sie ging mit ihren Freunden schon mal vor, Michel hatte seinen Schlüssel vergessen. Als er nicht nachkam, rief Sandra ihn unzählige Male an, keine Antwort. In ihrer Verzweiflung lief sie mehrere Kilometer

zu Fuß nach Hause, weil sie hoffte, Michel dort zu treffen. Er war nicht daheim. Gegen vier Uhr morgens stand die Polizei vor der Tür. „Der schlimmste Tag in meinem Leben.“

Für Michels Eltern war Sandra mehr als die Freundin ihres Sohnes, sie war ein Familienmitglied. Sie adoptierten die junge Frau, die zu ihren leiblichen Eltern kein gutes Verhältnis hatte. Beide waren Alkoholiker. Nach Michels Tod trank auch sie selbst zu viel. „Ich feierte, war immer unterwegs und nie alleine“, sagt sie. Sandra hatte damals gerade den Realschulabschluss gemacht und steckte mitten in der Ausbildung als Bäckereifachverkäuferin. Nun war sie kurz davor, den Job zu verlieren. Über Michel wollte sie damals nicht sprechen. Bis sie erkannte, dass sie jeden Morgen, wenn sie wach wurde, von denselben negativen Gedanken gequält wurde. Sie vertraute sich einer Therapeutin an. „Aber es hat mich wütend gemacht, dass da eine Fremde sitzt, die mir erzählen will, was für ein Mensch ich bin.“ Sie begann endlich, mit Michels Eltern zu reden. „Die verpassten mir einen Einlauf: Ich soll mich endlich zusammenreißen und nach vorn schauen.“ Michels Eltern wohnen heute direkt gegenüber und betreuen oft Sandras Tochter.

Die Eltern. Immer wieder sind es die Eltern, die mit Vertrauen oder Härte ihren orientierungslosen Kindern wieder Richtung gaben. Wir mögen tagsüber alle dieselbe Schule besucht haben; aber zukunftsentscheidender war wohl, in welches Zuhause wir danach gingen, jeder für sich.

Das Problem existiert bis heute, laut dem erst am Dienstag veröffentlichten Bildungsbericht der Organisation für wirtschaftliche

Entwicklung und Zusammenarbeit haben Kinder aus bildungsfernen Familien immer noch einen beträchtlichen Bildungsrückstand. Nicht einmal ein Viertel der Erwachsenen haben heute einen höheren Abschluss als ihre Eltern. Am spürbarsten ist der Effekt, wenn besonders viele sozial benachteiligte Schüler in derselben Klasse oder Schule zusammentreffen – und in Deutschland betrifft das fast die Hälfte der bildungsfernen Kinder.

Mir half das Vorbild meines älteren Bruders, der nach seinem Real schulabschluss auf das Gymnasium ging; mich unterstützte eine muslimische Gemeinschaft, die höhere Bildungswege besonders honorierte. Aber am wichtigsten war wohl die moralische Erziehung meiner Eltern, ich weiß nicht, wo ich ohne sie gelandet wäre. Was ich weiß: Ich hatte Glück.

Eine gute Erinnerung an die schlechte Zeit teilen wir alle, Roberto, Julian, Christoph, Sandra, Maximilian und ich. An Frau Naeve. Sie hatte 2003 gerade ihr Referendariat beendet und wurde unsere Klassenlehrerin in der 8. und 9. Klasse. Eine selbstbewusste Frau, die ihre Arbeit liebte. „Natürlich gibt es Lehrer, die keinen Bock auf ihren Job haben. Aber ich glaube, dass man ihn nur richtig machen kann, wenn man Freude daran hat“, sagt sie heute.

Mittlerweile sei vieles anders als damals, besser. „Es gibt weniger Kinder, die aufgrund ihres schweren Schicksals scheitern. Es gibt mehr Erfolgsgeschichten.“ Weil sich im System viel geändert habe: Je nach Förderstatus stehen den Schülern mehr Sonderstunden zu, es gibt eine stärkere individuelle Betreuung, es sind mehr Erzieher im Einsatz, mehr

Vertreter des sozialen Bundesfreiwilligendienstes und der Schulsozialarbeit. Man kümmert sich mehr um die Hauptschüler.

Katrin Naeve wäre es am liebsten, wenn es einen gemeinsamen Unterricht von Klasse 1 bis 10 in einer einzigen Schulform gäbe. Die 4. Klasse sei ein schlechter Zeitpunkt, um die Klassen auseinanderzureißen, sagt sie. Und sie muss es wissen. Sie hat eine Klasse nach der anderen Abschlüsse machen und Abschied nehmen sehen, ein ewiges Kommen und Gehen. Aber nicht für sie. Katrin Naeve arbeitet immer noch an der alten Schule.

Aber sie ist nicht mehr Hauptschullehrerin. Die Bugenhagenschule ist heute eine Grundschule.

Knast-Elite

In deutschen Gefängnissen absolvieren rund 200 Häftlinge ein Studium. Die JVA Würzburg gilt als Bildungshochburg. Ein Besuch.

Maximilian Weber und seine Kommilitonen trennen Welten. Genauer: eine große Mauer, ein Zaun aus Stacheldraht, zehn Türen mit Sicherheitsschlössern, drei lange Gänge. Wenn Maximilian aus dem Fenster seines Zimmers schaut, sieht er eine blassgrüne Frühlingslandschaft, blauen Himmel, gleißende Sonne – und Gitterstäbe in Eisengrau.

In Wirklichkeit heißt Maximilian Weber anders. Wie alle Häftlinge in diesem Text möchte er anonym bleiben. Er ist Ende dreißig, studiert im dritten Semester Psychologie. Und er sitzt seit vier Jahren im Gefängnis. Zu insgesamt zwölfteinhalb Jahren Haft hat ihn das Gericht verurteilt – wegen Handel mit Crystal Meth in großem Stil. Als die Polizei ihn festnimmt, wird aus Maximilian, dem ehemaligen Lehramtsstudenten und Besitzer einer eigenen Schreinerei, Maximilian, der Verbrecher. Er landet in der Haftanstalt Straubing, in Niederbayern. Dort sitzen, wie Maximilian sagt, „die ganz harten Jungs“ ein, darunter Mörder und ein Großteil der bayerischen Sicherungsverwahrten. „In so einer Umgebung kann man schnell zugrunde gehen,“ sagt Maximilian.

Eines Tages hört er von der Möglichkeit, ein Studium zu absolvieren – in Würzburg. In der dortigen Haftanstalt kommen alle inhaftierten Studienwilligen Bayerns zusammen. Ein Akademiker-Knast. Maximilian Weber bewirbt sich für das Programm, aus Interesse – und aus Kalkül. Er will weg aus Straubing. Keine 300 Kilometer sind es bis nach Würzburg, für Maximilian Weber ist es ein Umzug in eine andere Welt.

Denn wie ein Gefängnis sieht die Studierendenabteilung der Würzburger JVA nicht aus. Frederik Becker läuft über den Flur, eine Tasse Kaffee in der Hand, offenes, intelligentes Gesicht. Er ist auf dem Weg zum Hörsaal. So nennen die aktuell fünf Studierenden ihren Computerraum, ein etwa 20 Quadratmeter großes Zimmer, durch dessen vergitterte Stäbe man einen Blick auf die Festung Marienberg erhaschen kann. Frederik ist Mitte vierzig, ein ehemaliger Banker, Ehemann, Vater. Und verurteilt zu einer Freiheitsstrafe von viereinhalb Jahren wegen Anlagetrug. Wie alle anderen hier trägt Frederik die einheitliche Anstaltskluft, blaue Hose, grauer Pullover. An den Wänden hängen Kunstdrucke

von Max Beckmann und eine Panoramaansicht von New York. In den Regalen stehen Bücher, ordentlich sortiert nach Fachgebieten: Guido Knopps „Die Deutschen“ und Golo Manns „Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhundert“, die „Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes“ des britischen Ökonomen John Maynard Keynes, ein Handbuch zum Thema „Personalmanagement“ und, ja, das Bürgerliche Gesetzbuch – auch Rechtswissenschaften kann man im Gefängnis studieren. Alle Kurse werden von der Fernuni Hagen organisiert. Die Kommilitonen der Häftlinge sind in der ganzen Welt verstreut.

Auf einer Ablage stapeln sich Tages- und Wochenzeitungen und Magazine – die Studierenden sollen auf dem Laufenden sein, was die aktuelle politische und wirtschaftliche Lage angeht. Wer will, kann sich zusätzlich ein kostenloses Zeitschriften-Abo bei einem Berliner Verein bestellen, der Gefängnisinsassen bei ihrem Wunsch nach Bildung unterstützt.

Vor einem Monitor sitzt Hans Müller, Anfang fünfzig, auf der Nase eine Brille, seine Füße stecken in Hausschuhen. Müller, gelernter Finanzfachwirt, wegen schweren Raubs und diverser Vorstrafen verurteilt zu zehneinhalb Jahren Gefängnis, bastelt an seinem Stundenplan. Aktuell studiert er Wirtschaftswissenschaften, doch er will wechseln. Philosophie soll es zukünftig sein. „Ich habe aus Vernunft BWL gewählt, aber jetzt folge ich meinem Interesse“, erzählt er. Von einem Studium habe er immer geträumt. „Eigentlich wollte ich als Rentner anfangen“, sagt er, „jetzt mache ich es eben ein bisschen früher.“ Ganz einfach sei das allerdings nicht, schließlich habe man nur beschränkten Internetzugang,

könne nur die Seiten der Fernuni Hagen erreichen, das erschwere die Recherche für Hausarbeiten und Klausuren. Kameras zeichnen jede Bewegung der Häftlinge auf, Vollzugsbeamte kontrollieren, womit die Studenten sich im Hörsaal beschäftigen. Auch E-Mails an Professoren und Mitstudenten können sie mitlesen.

Man darf die Frage stellen, ob es gerecht ist, dass Gefangene studieren dürfen. Ob es fair ist, dass Müller sein Seniorenstudium nun schon früher beginnen kann. Ob die Häftlinge nicht einen doppelten Vorteil genießen, weil sie sich nicht mit zig Konkurrenten um ein WG-Zimmer drängeln, weil sie sich nicht mit einem Nebenjob über Wasser halten oder Bafög-Schulden anhäufen müssen. Schließlich studieren Maximilian, Frederik und Hans auf Kosten des Steuerzahlers. Normalerweise fallen für ein Studium an der Fernuni Hagen Studiengebühren an: Zwischen 1.600 und 2.400 Euro für einen Bachelor-, bis zu 1.200 Euro für einen Master-Abschluss. Die Häftlinge zahlen nichts. Sie bekommen sogar noch Geld. Wie ihre Mitinsassen, die in einer Werkstatt im Akkord Plastikringe an Infusionsschläuche anbringen oder in der anstaltseigenen Schlosserei helfen müssen, werden auch Studierende in Haft mit 1,64 Euro pro Stunde vergütet.

Rainer Sachse muss die Gerechtigkeitsfrage immer wieder beantworten. Zusammen mit einem Kollegen kümmert sich der Vollzugsbeamte um die Studierenden in Würzburg. Außenstehende, aber auch Sachses eigene Kollegen könnten oft nicht nachvollziehen, wie das zusammenpasst: Ein Strafgefangener, der sich „als Belohnung“ noch weiterbilden darf. „Viele sähen es vermutlich am liebsten, wenn die

Häftlinge Steine kloppen würden“, sagt Sachse. Dabei diene Bildung der Resozialisierung, die seit 1977 gesetzlich vorgeschriebene Aufgabe der Haft ist. Heißt: Menschen, die einmal im Gefängnis waren, sollen nach ihrer Entlassung möglichst problemlos wieder Teil der Gesellschaft werden. Und das funktioniert – zumindest in der Theorie – einfacher mit einer abgeschlossenen Schul- oder Berufsausbildung als ohne.

Das Angebot zum Studium ist sozusagen die Premium-Auslegung dieses Grundsatzes. Dass das Modell umstritten ist, wissen die fünf Studierenden in Würzburg. Alle betonen, dass sie in einer privilegierten Lage seien. „Wir sind 5 von 11.000 bayerischen Strafgefangenen, das ist schon Elite“, sagt Hans, nur halb im Scherz. Dementsprechend begrenzt ist der Zugang. Wer sich für einen Platz im Studienprogramm bewirbt, muss entweder das Abitur, Fachhochschulreife oder eine abgeschlossene Berufsausbildung mit mehr als drei Jahren Berufserfahrung vorweisen können. Außerdem sollten idealerweise noch mindestens drei Jahre abzusitzen sein, sodass ausreichend Zeit bleibt, ein Bachelor-Studium zu absolvieren.

Die Straftat des Verurteilten spielt dagegen keine Rolle. Ob Totschläger oder Trickbetrüger – studieren darf mit der passenden Qualifikation theoretisch jeder. Behandlungsbedürftige Sexual- und Gewaltstraftäter und Mörder sollten allerdings vor Studienbeginn ihre Tat in einer Therapie erfolgreich aufgearbeitet haben. 16 Plätze hat die Studentenabteilung in Würzburg, bislang saßen aber nur maximal 9 Studierende vor den Rechnern.

Bei so viel Exklusivität bleibt es nicht aus, dass die Studis auch von ihren Mitinsassen kritisch beäugt werden. Kein Wunder, schließlich genießen sie einige Privilegien: Jeder hat eine eigene Zelle mit einem extra breiten Schreibtisch, einer kleinen Schreibtischlampe und Wandregalen für Ordner und Bücher. Rainer Sachse hat die Ausstattung für seine Schützlinge erkämpft. Er besorgt ihnen Literatur, lässt Abschlussarbeiten binden. „Wenn ein Gefangener sagt, dass er die ganze Nacht gelernt hat, weil er die Ruhe nutzen wollte, dann lasse ich ihn auch tagsüber gewähren, obwohl eigentlich alle um sechs Uhr aufstehen müssen“, sagt Sachse.

Es ist eine Gratwanderung. Einerseits möchte Sachse die Studierenden auf ihrem besonderen Weg unterstützen. Andererseits muss er als Vollzugsbeamter dafür sorgen, dass in seiner Anstalt Gerechtigkeit herrscht. „Innerhalb der JVA heißt es oft, dass die Studierenden eine Sonderstellung genießen.“ Also bekommt jetzt jeder Häftling, der möchte, eine eigene Schreibtischlampe – unabhängig davon, ob er studiert, oder nicht.

Rainer Sachse glaubt daran, dass das Studium den Häftlingen bei der Rückkehr in die Gesellschaft helfen wird. Sicher ist das nicht. Viele Arbeitgeber sind skeptisch, wenn sie einen ehemaligen Straftäter einstellen sollen.

Frederik Müller könnte Glück haben. Noch zweieinhalb Jahre, dann darf der Ex-Banker das Gefängnis verlassen. Eine Stelle hat er schon im Ausland in Aussicht, als Fundraiser in einem Non-Profit-Projekt. Mit

seiner Straftat hat er alle Grundsätze gebrochen, die er seiner Tochter je beigebracht habe, bekennt Frederik. Mit dem Studium habe er eine zweite Chance bekommen. „Ich muss aus meinem Gefängnisaufenthalt jetzt das Beste machen.“



Filme und Hörstücke

KATEGORIE AUDIO/VIDEO/MULTIMEDIA | 1. Preis

Hanna Möllers

Das Märchen von der Inklusion – eine Bilanz nach 10 Jahren

Die Dokumentation ist in der ARD-Mediathek
zu sehen:



bit.ly/2ljuzp5

KATEGORIE AUDIO/VIDEO/MULTIMEDIA | 2. Preis

Armin Himmelrath

Schulwechsel, Elternpanik, Kinderfrust: Von der Suche nach der perfekten Schule

Das Radio-Feature hören Sie unter dem
folgenden Link:



bit.ly/2njN2Tt

KATEGORIE AUDIO/VIDEO/MULTIMEDIA | 3. Preis

Ursula Voßhenrich

Dritte Stunde Toleranz. Wertevermittlung in der Grundschule

Der Beitrag ist auf den Seiten des rbb Kulturradios
hinterlegt:



bit.ly/2mVdguN



Der Medienpreis

Für ein rohstoffarmes Land wie Deutschland stellt Bildung eines der zentralen Zukunftsthemen dar. Leider ist unser Bildungssystem sehr komplex und für Laien oft nur schwer verständlich. Journalistinnen und Journalisten kommt hier eine wichtige Rolle zu: Sie sorgen dafür, dass Bildungsthemen nicht nur in kleinen Expertenzirkeln, sondern in der breiten Öffentlichkeit wahrgenommen, verstanden und diskutiert werden.

Um diese Leistung anzuerkennen, schreibt die Deutsche Telekom Stiftung jedes Jahr den Medienpreis Bildungsjournalismus aus. Er wird in den Kategorien „Text“, „Audio/Video/Multimedia“ sowie „Kurzbeitrag“ verliehen. Nachwuchsjournalisten können sich zudem mit einem Story-Konzept bewerben. Mehr zum Preis unter

www.telekom-stiftung.de/medienpreis



Die Deutsche Telekom Stiftung

Die Deutsche Telekom Stiftung gehört zu den großen Stiftungen in Deutschland. Sie unterstützt seit über 15 Jahren Projekte, die sich mit Themen aus dem mathematisch-naturwissenschaftlich-technischen Umfeld beschäftigen. Ziel der Stiftungsaktivitäten ist es, ein optimales „Bildungs-Ökosystem“ für junge Menschen zwischen 10 und 16 Jahren zu schaffen, das sie auf die Bewältigung globaler Herausforderungen wie die Digitalisierung, den Klimawandel, die Mobilitätswende oder den Erhalt der Biodiversität vorbereitet. In diesem System betrachtet sie Schulen als zentrale, aber nicht einzige Lernorte. Auch wichtig sind Bibliotheken, Jugendeinrichtungen, Maker-Spaces oder Medienwerkstätten. In ihren Projekten initiiert und fördert die Stiftung daher Kooperationen dieser Lernorte.

www.telekom-stiftung.de

Kontakt

Deutsche Telekom Stiftung
53262 Bonn

Telefon: 0228 181-92001
Telefax: 0228 181-92005
kontakt@telekom-stiftung.de

Medienpreis
Bildungs-
journalismus



Deutsche Telekom **Stiftung**